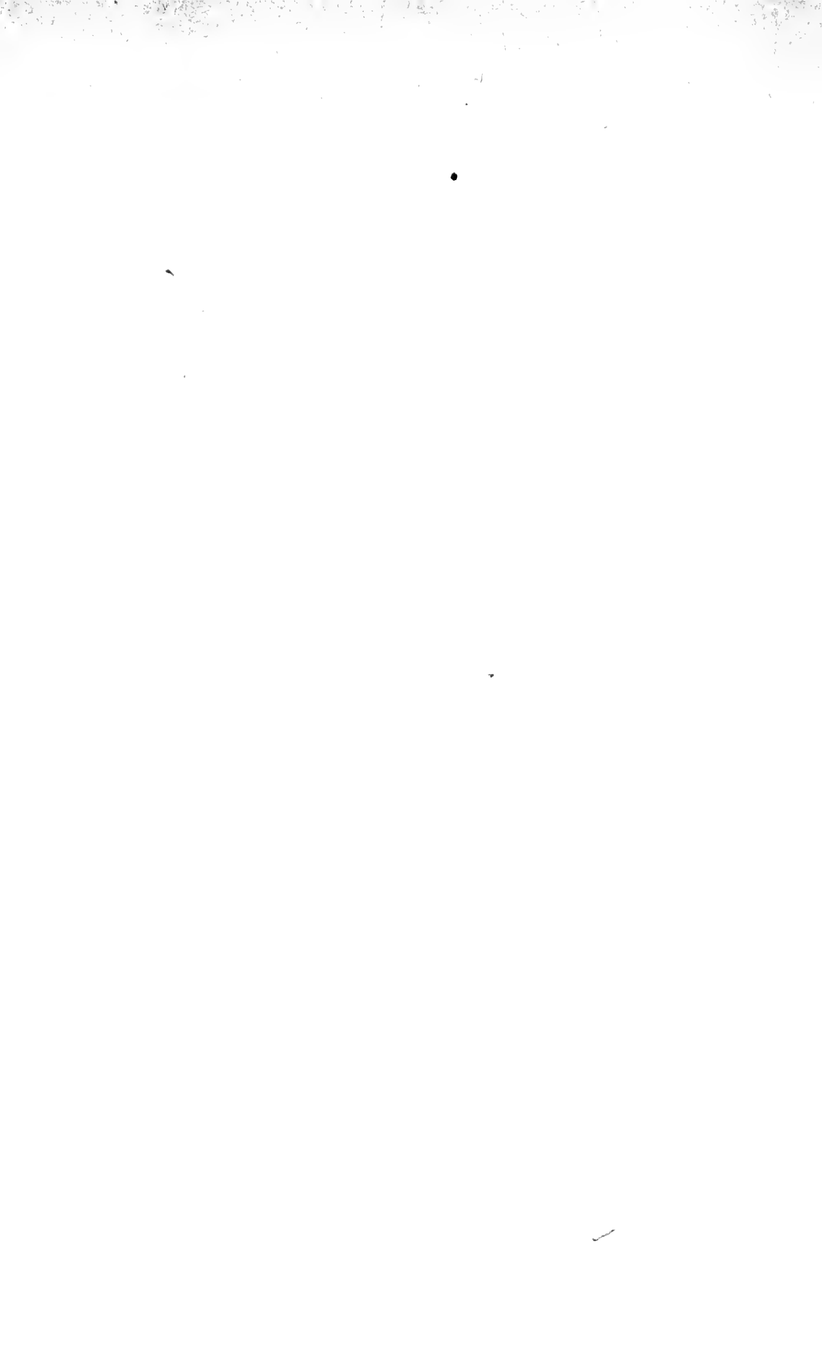








Den
Freunden des Verfassers
sei hiermit das ebenfalls in unserem Verlage erschienene Buch

Die Brotwinkel

Preis M. 5,—

empfohlen. Allerlei garstige Spöttereien und Satiren, wie sie nur der tolle, eigenartige Humor eines Artur Zickler alias „Tobias Pemberlein", alias „Pidder am Steen", alias „Paulchen" mit Druckerschwärze und Papier einfangen kann.

Der Sprung in die Welt

Ein Jung-Arbeiter-Roman

von

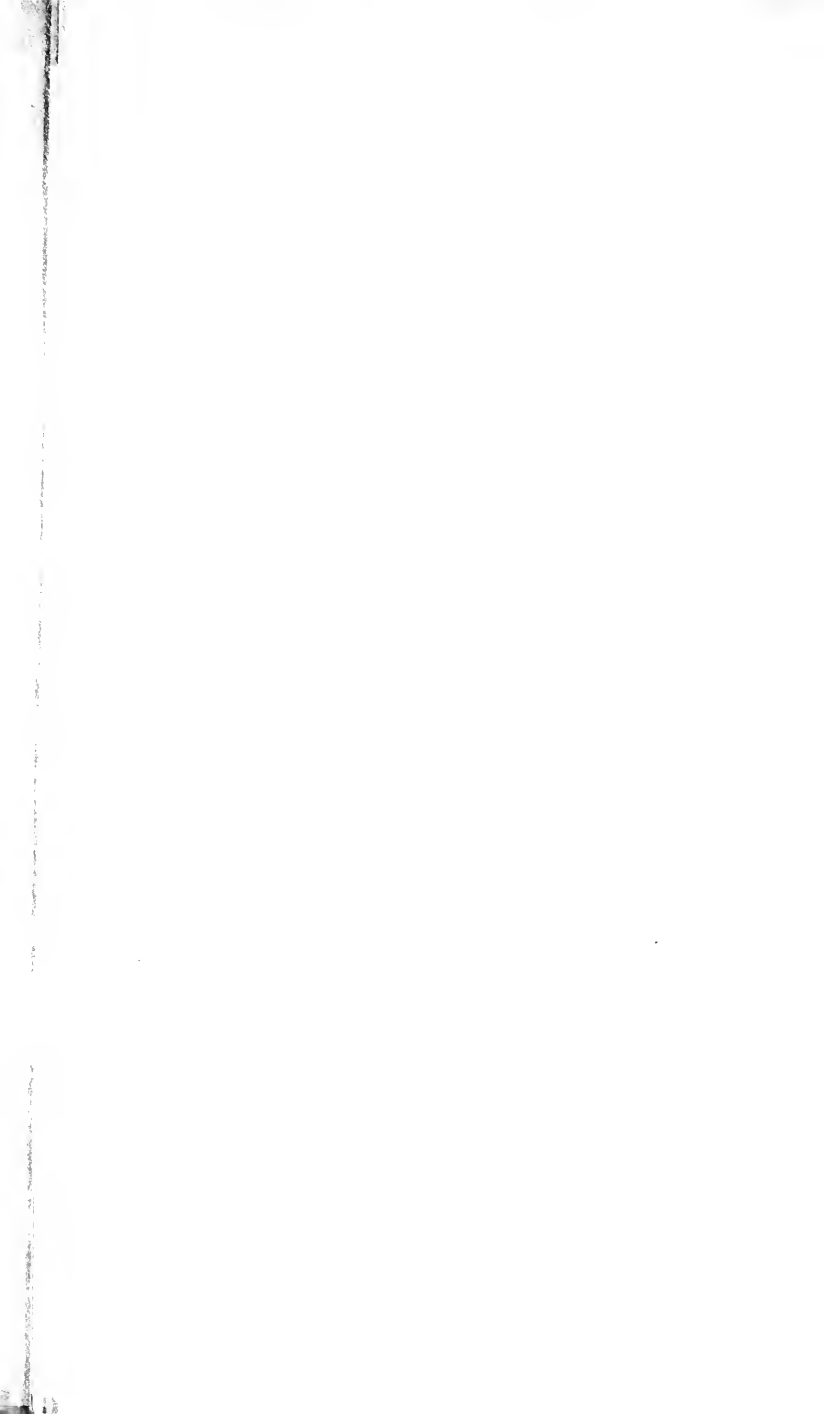
Artur Zickler

1922

J. H. W. Dietz Nachfolger / Buchhandlung Vorwärts
Stuttgart Berlin



Für Lisa und Ell



Der Herr Pfarrer strich sich seinen Knebelbart und sagte: „Selig sind die Armen; denn das Himmelreich ist ihrer, und selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen. Dessen wollen wir stets eingedenk sein auf unserer Lebensbahn. Damit wollen wir für heute schließen."

Die Jungens erhoben sich und strömten aus der Sakristei ins Freie. Da rief der Pfarrer einen von ihnen zurück. Rudi Sonntag nahm die Mütze, die er eben aufs Ohr gestülpt hatte, wieder ab. „Wenn du den Hans Onfreder triffst, so sag ihm, daß ich mir seine Schwänzereien nicht gefallen lasse. Wir haben noch vier Stunden vor der Konfirmation, wenn er die nicht einhält, werde ich ihn nicht konfirmieren — und damit basta. Sag ihm das!"

Rudi machte einen unbeholfenen Diener und ging. Draußen wartete eine Schar von sechs Jungen. Sie waren neugierig. „Was ist los?"

„Onfreder ist ein Aas," sagte Rudi. „Schneider will ihn nicht konfirmieren, weil er nicht kommt, wenn Gottes Wort hingelegt wird. Ich habe Hans heute vormittag gesagt, daß es Krach gibt, aber er meinte, er sei kein Freund von Leinöl und ist heute nachmittag mit seiner Bande in die Heide gezogen, um den Letzten Mohikaner zu mimen."

Sie liefen an den Mietsgärten entlang. Es war ein milder Frühlingsabend. Zartes Rot tönte den westlichen Horizont. „Hallo," rief einer, „ich wette, dort kommen die Mohikaner." Eine verwegene Schar kam den Feldweg herauf, Jungens und Mädels, mit braun beschmierten

Gesichtern und buntem Behang. Sie waren mit Flitzbögen und Knüppeln ausgerüstet; ihr Häuptling trug einen Kopfschmuck aus Krähenfedern. Beim Anblick der Präparandenschüler stießen sie den Kriegsruf aus.

„Hallo Onfreder! Halte die Luft an!" schrie Rudi und ging auf den Häuptling zu.

„Hugh," antwortete Onfreder und seine Zähne blitzten aus dem dunkel bemalten Gesicht. „Was hat der Medizinmann gesagt? Hat er den Donner Manitous auf mein Haupt beschworen? Sprich, Gefährte meiner Pfade, es soll ihm kein Haar gekrümmt werden . . ."

Rudi richtete seinen Auftrag aus. „Hat er das gesagt . . ." meinte Hans nachdenklich, „ich werde es mir merken. Gehst du jetzt nach Hause — warte, ich komme mit." Dann verabschiedete er sich von seinem Stamm.

Hans sah wieder europäisch aus. Er rieb sich mit dem Handtuch ab und sagte zu Rudi, der auf dem Sofa saß: „Brenn die Lampe an, wir wollen den Carnegie lesen. Wir sind kaum in der Hälfte des Buches, bald ist Schulentlassung, und du weißt doch, wir wollen Millionäre werden. Ich halte dafür, wenn wir es genau so machen wie Carnegie, muß uns das gelingen. Mein Alter sagt immer: „Aus dir wird nischt, halleluja!" und ich will ihm das Maul mit Geld stopfen."

Rudi räkelte sich auf dem Sofa: „Nö, mir ist gerade so stimmungsvoll. Mit dem Carnegie warten wir noch ein Weilchen und das Millionärwerden hat auch Zeit. Horch mal, die Luftschaukel!" Von unten quengelte ein Leierkasten „The Stars and Strifes" herauf. Hans setzte sich aufs Fensterbrett und trommelte an der Scheibe den Rhythmus zur Melodie. Vom Trockenplatz, der dem Hause gegenüberlag, blinkten die Lampen der Luftschaukel herauf, deren Gondeln sich munter schwangen. Hans bekam es mit der Sehnsucht. „Rudi, hast du Geld?"

„Ich habe dreißig Pfennig vom Kaufmann fürs Kartoffelschleppen bekommen."

„Das klappt ja. Ich habe noch zehn. Auf, laß uns das verprassen!" Sie stürmten die Treppe hinunter, vier Stufen auf einmal. An der Schaukel trafen sie eine Menge Bekannte, darunter einige Mädels gleichen Alters, die süße Augen machten, um mit in die Gondeln zu kommen. Die beiden legten ihr Vermögen in Schaukelmarken an, nahmen jeder ein Mädel mit in die Schiffchen und wetteten, wer zuerst oben sei. Die Lampen schwangen und der Sternenhimmel bäumte sich über ihnen, der Leierkasten sang Fröhlichkeit und süße Melancholie ins Blut, die Gesichter der Mädchen waren heiß und nah, Haare und Kleider flogen.

Als die Marken alle waren, lösten Hans und Rudi zeitweilig den alten Schaaf, dem die Luftschaukel gehörte, an der Drehorgel ab und ergatterten sich damit Freifahrten, bis ein gewaltiger Appetit sie nach Hause trieb.

Sie hatten eine Reihe Gelegenheiten erfaßt, Geld zu verdienen, die ihnen nicht nur gestatteten, ihren Müttern zeitweilig unter die Arme zu greifen, sondern ihnen auch die Möglichkeit gaben, sich kleine Vergnügungen zu verschaffen, ohne die ihnen das Leben zu langweilig gewesen wäre. So besorgten sie in den Nachmittagsstunden Botengänge, die sie mit einer Geschwindigkeit erledigten, die bei ihren Auftragsgebern hoch geschätzt wurde. Als Antrieb zu diesen Läuferleistungen hatten sie alte Kinderwagenräder in Benutzung, die beim Alteisenhändler für einen Groschen zu erstehen waren und sogar auf Gummi liefen. Durch die Nabe eines solchen Rades wurde ein Holzpflock getrieben, gelenkt wurde mit einer Latte — und das leicht voranrollende Rad half, besonders auf dem Asphalt, weite Strecken mit viel weniger Mühe als ohne diesen Schrittmacher überwinden.

Am Sonnabendnachmittag um drei Uhr traf sich die Fußballbande auf dem Exerzierplatz. Mit Ziegelsteinen wurden die Tore markiert, eine bereits arg ramponierte „Aume", wie der Fußball genannt wurde, blies man mit vereinter Lungenkraft prall auf und rempelte dann drei Stunden lang mit Feuereifer ein Goal nach dem andern, wenn die arme Aume nicht vorzeitig ihre getretene Gummiseele aushauchte.

Pünktlich um sechs Uhr wurde das Wettspiel abgebrochen, Badehosen wurden aus den Taschen geklaubt und alles lief zum „Germaniabad". Das war ein großes Schwimmbassin der Vorstadt und an diesem Tage um diese Zeit so überfüllt, daß die nackten Leiber nur so durcheinander quaddelten. Man drängte sich unter den Duschen, die, sechs an der Zahl, Wasserströme verschiedener Wärmegrade niederstrahlten und stürzte sich dann von den Wippen herab in das kühle Bassinwasser, wo es am tiefsten war. Sich in der Abteilung für Nichtschwimmer zu ergehen, galt als verächtlich und eines ausgepichten Vorstadtjungen unwürdig — lieber einmal beinahe ersaufen! Nur die Dreimeterwippe galt als standesgemäß, trotzdem oder gerade weil sie ihre Tücken hatte. Hans war der erste Sprung vom höchsten Brett noch in schmerzlicher Erinnerung. Wenn man nämlich nicht senkrecht in die Wasserfläche stieß, sondern mit dem Bauch aufklatschte, erlebte man eine grimmige Ueberraschung; Hansens Nabelgegend schimmerte damals drei Tage lang in den schönsten Regenbogenfarben, aber den Hechtsprung hat er seither tadellos heraus. Auch andere Rekords wurden aufgestellt, man wettete, wer am längsten unter Wasser bleiben könne, und ein unbestechlicher Schiedsrichter paßte auf, daß keiner „Vorschuß" holte.

Gegen zehn Uhr brachen die beiden Freunde auf und gingen zum Zeitungshause, wo sie bei der Expedition der um Mitternacht gedruckten Sonntagsausgabe des Ge-

neralanzeigers als Helfer tätig waren. Diese Arbeit machte ihnen den meisten Spaß. Der Betrieb begann manchmal erst später, als er angesetzt war, dann veranstalteten die Zeitungsfahrer Radrennen um den Häuserblock, bis die Lampen im Rotationsmaschinensaal in voller Helle aufflammten und die letzten Bleistöcke in die Druckriesen gehoben wurden. Die Maschinenmeister drückten die Schalthebel hoch, die Motore begannen zu singen und bald verstand man im Gebrüll der Kolosse sein eigenes Wort nicht mehr. Die Zeitungsstöße häuften sich und die Jungen schleppten die Ballen zum Aufzug. Im Morgengrauen tappten die Freunde hundsmüde ihren Betten zu.

Am Bahndamm wehte das junge Grün des Frühlings. In den Siedlergärten wimpelten bunte Fähnchen. Hans und Rudi hockten auf einem Zaun und Hans las aus dem Carnegie vor, einem Buche, das beide heftiger interessierte als der Große Katechismus des Pfarrers Schneider. Andrew Carnegie, der es, ein Ausläufer wie sie, zum amerikanischen Stahlkönig gebracht hatte, wurde ihr leuchtendes Vorbild, die Verkörperung ihrer Hoffnungen und Sehnsüchte, und sie zweifelten nicht daran, daß ihre Lebensfrische und ihr Wagemut ausreichen würden, das gleiche Ziel zu erreichen.

„Wir müssen Kaufleute werden, Rudi, und feste lernen. Es wird ein paar Jahre dauern, aber wir klimmen doch nach oben. Wenn wir ausgelernt haben, gehen wir in fremde Länder. Wir packen alles an, wie es kommt, und schmeißen es. Wir müssen nur immer Energie haben, dann kann nichts schief gehen. Wenn wir dann unsere eigenen Fabriken haben, fahren wir nach Hause und holen die Alten. Wir sagen zu ihnen: „Es ist alles allright" und schleppen sie mit, natürlich im Auto. Und alle von der Bande, die zu uns gehalten haben, kriegen Posten in

unseren Werken; sie müssen dort natürlich richtig arbeiten, aber wir werden sie sehr anständig bezahlen. Wenn wir auf der Höhe sind, werden wir auch heiraten, aber nur reiche Mädchen, und wenn sie hübsch sind. Unsere Eltern bekommen ein Haus auf dem Lande, und Sonntags fahren wir mit unseren Frauen und Kindern zu ihnen hinaus. Sie werden dann sagen: „Ihr seid große Lausejungen gewesen und wir hätten nicht gedacht, daß ihr euch so herausmacht — jetzt aber sind wir stolz auf euch!" Was denkst du darüber?"

Rudi blinzelte. „Natürlich — aber es wird schwer halten. Du weißt doch, daß die Göbels in die Kolonien gegangen sind. Der lange Max Göbel, den du auch noch gekannt hast, wollte dort eine Farm gründen. Er hat seine Mutter, die ihre Krämerei verkauft hat, und seine Schwester mitgenommen. Nach einem Jahre ist er am Fieber gestorben, und die beiden sind bettelarm wiedergekommen. Ich habe die alte Göbel vor acht Tagen getroffen und sie meinte, man sollte im Lande bleiben und sich redlich nähren. Wenn sie den erwische, der ihrem Max die Fliege in den Kopf gesetzt habe, spucke sie ihm ins Gesicht. Das braucht uns nicht zu hindern, reich zu werden, doch ich denke, man muß sich alles reiflich überlegen. Wir brauchen jedenfalls nicht in der heißen Zone anzufangen, an die man sich so schwer gewöhnt."

„Darüber wollen wir uns jetzt den Kopf nicht zerbrechen," sagte Hans, „die Hauptsache ist, die Alten herumzukriegen, daß sie uns Kaufleute werden lassen. Mein Vater ist kein großer Freund davon. Was sagen deine Eltern dazu?"

„Mein Vater kümmert sich nicht viel darum, meine Mutter sähe es ganz gerne, wenn ich etwas Besseres werde und nicht immer nach Mist stinke, wie mein Vater, der es beim Düngerexport nur aushält, weil er vom Lande ist."

Die Turnhalle der Gemeindeschule war festlich geschmückt. Durch die hochliegenden Fenster fiel das Frühlingslicht in goldenen Garben. Ein Harmonium präludierte, der Gesang des Mädchenchores suchte jubelnden Ausweg ins Freie. Mutter Onfreder saß weinend unter den sonntäglich gekleideten Angehörigen der Konfirmanden, die den Hintergrund der Halle füllten. Sie weinte immer bei feierlichen Anlässen. Im Vordergrund saß die Jugend, deren Eintritt in den „Ernst des Lebens" heute verkündet wurde, steif und befangen, in neuen, ungewohnten Kleidern. Der Direktor der Schule hielt eine Ansprache; er war ein dicker, wenig beliebter Mann, und die väterliche Güte, die er in seine Stimme zu legen versuchte, klang erzwungen, aber das merkten die wenigsten.

Gesang beendete die Feier, die Lehrer stellten sich an den Ausgang und gaben jedem ihrer bisherigen Schüler zum Abschied die Hand. Draußen schossen Schwalben über den Schulhof. Mutter Onfreder wischte sich die letzten Tränen vom Gesicht und küßte Hans, dann ging sie schwer und eifrig neben ihm her. „Vergiß das nicht, Hans, was der Direktor euch zum Abschied gesagt hat, werde ein braver Mensch. Deine Jugend ist nicht besonders schön gewesen und deine Eltern sind arme Leute, aber Schlechtes hast du nicht bei uns gesehen. Du bist gesund und gescheit und die Jungensjahre sind jetzt für dich vorbei. Unser Leben ist schwer, und wir haben noch deine jüngeren Geschwister, denen du nun ein Beispiel sein mußt . . ." Jetzt blieb sie stehen, weil sie schon wieder weinen mußte.

Da sah Hans seinen Vater über die Straßenbreite herüberkommen, der hagere Mann zeigte sein hellstes Gesicht. „Na — hat es der Herr Sohn geschafft! Jetzt wollen wir in eine Kaffeestube gehen und Kuchen essen."

Der Ausschank des Volksvereins war fast leer. Onfreders Vater wählte einen Tisch am Fenster und holte

drei Töpfe Kaffee und einen Teller in Streifen geschnittenen Kuchen heran. Die Mutter aß am wenigsten, sie war noch blaß und bewegt. Der Vater erzählte ein heiteres Erlebnis aus der Werkstatt, kaute vergnügt und strich sich den kleinen, blonden Schnurrbart. „Jetzt müssen wir uns auch darum kümmern, was aus Hans werden soll," sagte die Mutter, „damit er nicht ins Bummeln kommt. Er will Kaufmann werden."

Der Vater wurde ernst, sogar ein wenig ärgerlich. „Ich kann die Stehkragenproletarier nicht leiden, das sind alles dünkelhafte Hungerleider. Sie werden schlechter bezahlt als die Handarbeiter, und es kann mir einer sagen, was er will, ein Handwerk bleibt ein Handwerk." Hans wollte ihm in die Rede fallen, aber er fuhr fort: „Ich weiß, was du sagen willst, du hast alberne Bücher im Kopfe, und was ich aus Erfahrung beurteilen kann, zählt bei dir nichts. Ich weiß auch, daß du deinen Willen durchsetzen wirst, aber wenn der Zeitpunkt gekommen sein wird, wo du die Nase voll hast, werden wir weiter darüber reden. Dazu ist ein Vater schließlich da, daß er die Flausen seiner Kinder noch ein Weilchen auswetzt; ich will dir den Spaß nicht von vornherein verderben, weil es der meine nicht ist. Deine Mutter hast du ja auf deiner Seite, der kann der Herr Sohn nicht fein genug sein — daß auf dem Acker kein Weizen blüht, ist euch nicht einzureden. Was heißt denn Kaufmann? Ein Kaufmann wirst du nie, weil dazu Geld gehört, das wir nicht haben, und für einen Tintenkuli würde ich mich an deiner Stelle bedanken. Ich sehe es doch an den Schreibern bei uns in der Bude, sie tragen Gummiwäsche, aber in der zweiten Hälfte des Monats knallen sie sich saure Gurken aufs trockene Brot. Wenn ein Kaufmann stellungslos wird, kann er sich aufhängen; denn das Arbeiten hat er inzwischen verlernt und von sauberen Fingernägeln kann man nicht leben."

Die Mutter sah hilflos aus. Hans jedoch ließ sich nicht beirren. „Es sind schon viele als Kaufleute etwas geworden, weil sie das Zeug dazu hatten, auch ohne Geld. An einem Handwerk muß man ebensolange lernen, und da sind die Aussichten, selbständig zu werden, viel geringer. Mir kommt es nicht auf den Stehkragen an, sondern auf den Beruf, der mir gefällt, weil ich glaube, daß ich in ihm etwas Besonderes zuwege bringe. Wenn du sagst, daß du mich nicht mehr erhalten kannst, muß ich mir freilich Lohnarbeit suchen, wenn ich aber etwas lernen soll, kannst du mir auch meinen Willen lassen."

Rudi hatte als erster eine Lehrstelle gefunden und zwar im Kontor einer Seifenfabrik, darin es so dunkel war, daß über Tag die Gaslampen brennen mußten. Die Wohnung seines Chefs lag mit den Bureauräumen auf einem Flur und das geräuschvolle Familienleben, das er mit seiner redegewandten Frau führte, brachte einiges Leben in die öde Tätigkeit, in die sich Rudi eingeschirrt hatte. Rudi war schnell enttäuscht und machte Hans gegenüber kein Hehl daraus, daß er vom Ablauf der vor ihm liegenden drei Lehrjahre keine Sensationen erwarte und die angestrebten Millionen am anderen Ende einer unheimlich langen Bank und durchaus im Dunkel lagen.

Hans ließ sich dadurch nicht beirren. Er hatte sich um ausgeschriebene Lehrstellen beworben und erhielt eine Aufforderung von einer Leimfabrik, sich vorzustellen. Er schmierte sich Pomade ins Haar, kleisterte sich einen Scheitel und machte sich auch sonst so fein, als es anging. Die kleine Fabrik lag im Hinterhofe eines besseren Mietshauses, das dem Fabrikeigentümer, der im Parterre des Vorderhauses wohnte, ebenfalls gehörte. Hans klingelte um die zehnte Vormittagsstunde an der Wohnungstür, der Inhaber öffnete ihm selbst und ließ ihn

hereinkommen. Es war ein fetter Mann in den dreißiger Jahren, er hatte nur Hosen und Hemd an, schlurfte in Pantoffeln und roch beängstigend nach Schweizer Käse. Hans langte seine Zeugnisse heraus, die den Dicken zu befriedigen schienen. Dann mußte Hans eine Schriftprobe liefern, an der Herr Hasselstrunk auszusetzen hatte, daß die Schleife im „p" zu phantastisch sei. Nunmehr entwickelte er seine näheren Bedingungen. Als Tantieme warf er zehn Mark pro Monat aus, für das zweite Lehrjahr stand eine Erhöhung auf fünfzehn, für das dritte auf zwanzig Mark in verlockender Aussicht. Die Arbeitszeit beginne morgens dreiviertelsieben Uhr und ende, wenn Gott will, abends halb acht, was angesichts der Tatsache, daß eine Mittagspause von einer Stunde bestehe, durchaus human sei. Hans solle ein tüchtiger Kaufmann werden, dafür bürge der Name Hasselstrunk, doch halte er seine Lehrlinge streng, weil sie tüchtige Menschen werden müßten, und Hans dürfe sich vor keiner Arbeit scheuen. Daher auch dreihundert Mark Konventionalstrafe im Falle vorzeitigen Verlassens der Lehrstelle.

Hans wurde etwas schwül, aber er dachte daran, wie Carnegie in entscheidenden Momenten, seinen Darstellungen nach, die „zusammengebissenen Zähne hinuntergeschluckt" hatte, und versprach, mit dem Vater zum Kontraktabschluß wiederzukommen.

Als er am Abend dem Vater das Ergebnis seiner Verhandlungen mitteilte, sagte der: „Du scheinst dem richtigen Schweinehund in die Hände gefallen zu sein. So verrückt hätte ich in meiner Jugend sein mögen, um zwölf Stunden dafür zu arbeiten, daß ein fetter Ausbeuter bis in den Mittag hinein schlafen und sich den Bauch mit Schweizer Käse vollschlagen kann."

Hans dachte an Carnegie, ließ nicht locker und erreichte denn auch, daß der Vater den Lehrvertrag unterschrieb.

Jetzt hatte Mutter Onfreder jeden Morgen zwischen fünf und sechs zwei Leute aus dem Bett zu trommeln und mit Frühstück zu versorgen. Beider Wege zu den Arbeitsstätten waren weit, und die Groschen für eine Straßenbahnfahrt warf das Geschäft nicht ab. Oft kam es vor, daß sich Hans etwas verspätete, dann mußte er rennen wie ein Wilder, denn wenn die Kommis und der Buchhalter um sieben Uhr kamen, wollten sie das Kontor ausgekehrt und gelüftet vorfinden. In der ersten Zeit hatte Hans Mühe, den höllischen Gestank des Leims auszuhalten, der von den Fabrikräumen her ins Bureau eindrang. Hans mußte Lieferzettel ausfüllen, die hinausgehenden Fässer signieren, die leer hereinkommenden eintragen und kleine Probegläser mit zähflüssigem Klebstoff füllen. Außerdem war er Botengänger. Die Firma besaß ein Fahrrad jener Qualität, die sich am besten zur Erzeugung von Hämorrhoiden eignet, aber Hans liebte es doch, weil es zeitweilig Gelegenheit bot, aus der Leimwolke zu entrinnen.

Die Bureaukollegen machten ihm wenig Freude. Der eine, ein früherer Rechtsanwaltsschreiber, der an ewigem Ziegenpeter litt und fünfunddreißig Mark Monatsgehalt erhielt, war ein hämischer Geselle, dessen einzige Lebensfreude in der Annahme bestand, er sei Onfreders Vorgesetzter. Er war mit Eifer dabei, die von Hans ausgeschriebenen Lieferzettel mangelhaft zu finden und Hans von der alleinseligmachenden Praxis der steilen Handschrift zu überzeugen. Der andere Hermesjünger

hörte auf den stolzen Namen Glazinski und beherrschte die Schreibmaschine. Er wußte jeden Tag eine neue schweinische Geschichte, die er mit unheimlichem Vergnügen vortrug. Er war in Oberschlesien zu Hause, von woher ihn eine brave Mutter laufend mit Schinkenspeck versorgte, den er immer herumzeigte, um den Neid der anderen zu genießen. Der Buchhalter Frenzel, ein hübscher, noch junger Mensch, war ein Streber, der dem Alten nicht tief genug in die Kerbe kriechen konnte. Er verdiente einhundertundzwanzig Mark im Monat und leitete davon die Berechtigung ab, zur besitzenden Klasse gerechnet zu werden. Sein Stolz war ein schwarzes Schnurrbärtchen, dessen Vorhandensein er alle Viertelstunde mit Hilfe eines Taschenspiegels kontrollierte. Seine Manie aber war, in Abwesenheit des Chefs „Abschlüsse zu tätigen"; das Lob des Alten war das Manna seiner Seele. Er hatte bei den Jägern gedient und pflegte die Erinnerung an diese Zeit in einem Kriegerverein, wo er Schriftführer und Schatzmeister war. Er weissagte aus dem Kaffeesatz, daß bald ein Krieg kommen werde, in dem die Deutschen und Engländer zusammen mit den Skandinaviern Frankreich und Spanien erobern würden, weil sie das gemeinsame blonde Blut dazu verpflichte. Außerdem würden die Sozialdemokraten niedergemacht, weil sie es erfahrungsgemäß immer mit den Feinden des Vaterlandes hielten.

Der Alte ließ sich über Tag selten sehen, aber wenn er da war, duckten sich alle; denn er fand in jeder Suppe ein Haar. Sein Lieblingswort hieß „rausschmeißen", es blieb zwar immer beim Reden, aber die Angst des Maschinenschreibers und des Ziegenpetrigen war immer echt. Der Alte hatte noch einen besonderen, niederträchtigen Trick. Mochte er sich den ganzen Tag nicht sehen gelassen haben — kurz nach sieben Uhr abends erschien

er, nach Schweizer Käse und Rotwein duftend, auf dem Bureau. Das verdroß alle, es wagte aber doch keiner, unter den Augen des Chefs als erster nach Hut und Mantel zu langen; so blieben sie hocken, bis gegen neun Uhr der Alte plötzlich ausrief: „Aber meine Herren! Es ist schon so spät — warum gehen Sie nicht nach Hause?" Worauf sie nach Hause gingen.

Hans trollte immer müder durch die späten Abende. Er fühlte seinen Frohmut schwinden. Er sah ein, daß er im Leimkontor nichts lernen konnte. Im zweiten Jahr würde er die Faßverrechnung, im dritten eine andere Nebenkladde als Lehrmittelzusatz erhalten, die Fortbildungsschule bot nur primitivste Theorie — und wie mühevoll wurde es für den Vater, ihn durchzuschleppen! Es blieb Hans keine Zeit, sich zu erholen, selbst am Sonntagvormittag mußte er ins Geschäft kommen und dreimal zur Post laufen. Am Nachmittag legte er sich nieder und schlief Vorrat für die kommende Woche. Sein Gesicht wurde blaß und trüb, unter seiner Traurigkeit jedoch verbarg sich ein Hunger nach Freiheit und Erlebnissen, der immer stärker wurde und manchmal seine Brust zersprengen wollte.

Von der Straße tönte Rudis Pfiff. Hans ging ans Fenster, winkte ihm, setzte sich seinen Hut auf und ging hinunter. Sie schlenderten hinaus ins Außenland, sogen die Sonntagsluft in die Lungen; auf einmal brach der Zwang und sie sprangen über Hecken und Zäune, rempelten sich und rannten ausgelassen dahin. Die Straße lockte, sie schritten wacker aus, bis sie in die Heide kamen, wo der Sommerwind wehte, die Kiefern mit den Büscheln nickten und rote Vogelbeeren leuchteten. Sie warfen sich in den Sand, wühlten die Hände hinein, wälzten sich und neckten die Ameisen mit Reisern. Aus einem Holzstapel rissen sie handfeste Knüttel

und gingen damit gegeneinander an wie eifersüchtige Ritter, die um eine schöne Frau kämpfen. Dann warfen sie sich in einen Knick und spähten auf die ferne Straße, waren wieder, wie einst, kühne Delawaren und Irokesen, die den Blaßgesichtern den Weg in die heimischen Jagdgründe verlegen. Sie sprangen auf und schrien, bis sie vor sich selbst erschraken. Zuletzt lagen sie auf dem Rücken, ihr Blick stürzte in die Unendlichkeit des blauen Himmels und zog mit weißen Wolken in jene Fernen, wo weder Leim noch Seife gekocht wird.

So trieben sie es bis zur Dämmerzeit und landeten schließlich in einem Krug zwischen Dorf und Stadt, wo Tanzbeine die sandbestreute Diele wetzten und ein verstimmtes Klavier sich das Brot seiner alten Tage verdiente. Sie mischten sich in den Trubel der tanzheißen Menschen, berauschten sich an frohen Augen und blonden Haaren und probierten sich zuletzt selber an den einfachen Rundtänzen.

Als sie heimkehrten, lag die Straße im hellen Schein des Mondes, vor ihnen dunstete der Lichtbrodem der Stadt, die nach ihnen griff und der sie zum erstenmal den Haß einer armseligen und sehnsüchtigen Jugend entgegensandten.

„Wenn ich an meine Seifenhöhle denke, muß ich kotzen," sagte Rudi, „ich denke schon immer daran, einfach fortzulaufen. Ich habe zwar nicht soviel Strafe zu zahlen wie du, wenn ich Sack haue, aber ich glaube, auch das kann man sparen. Ich brauche mich ja nur so zu benehmen, daß mich der Seifenjokel von allein rausschmeißt!"

„Du hast es noch besser als ich; dein Alter ist bloß ein Trottel, der meine aber ist wie ein Tier, das ich fürchte und nicht mehr ertragen kann. Wenn er schreit, ersticke ich in der Roheit, mit der er mich anglotzt. Ich bringe

fast jeden Abend die Brote wieder mit nach Hause, die mir meine Mutter einpackt, weil mir im Käfig jeder Bissen im Halse stecken bleibt. Meinem Vater wage ich nichts zu sagen, weil er mir antworten wird, das sei nur die Suppe, die ich mir selbst eingebrockt habe. Wenn ich nur an die paar Monate denke, die ich jetzt hinter mir habe, graut mir vor den zweieinhalb Jahren, die ich noch dort verbringen soll. Aber was soll ich tun? Hasselstrunk läßt mich nicht fort, und der Vater kann das Lösegeld nicht zahlen. Trotzdem kann das so nicht weitergehen — es wird etwas passieren."

Sie kamen an die ersten Laternen der Stadt, da besann sich Rudi, kramte in den Taschen und brachte ein Stück Zeitungspapier zum Vorschein. „Ich habe gestern ein Stück Gedicht gefunden, das ich nicht ganz verstehe, trotzdem es mich so eigenartig bewegt," sagte Rudi und las im Schein der Laterne:

. . . Denn nie, sterblichen Meistern gleich,
habt ihr Himmlischen, ihr Allserhaltenden,
daß ich wüßte, mit Vorsicht
mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
daß er, kräftig genährt, danken für alles lerne,
und verstehe die Freiheit,
aufzubrechen, wohin er will!

„Gib mir das Gedicht, ich will es noch einige Male durchlesen," bat Hans, und Rudi gab ihm das Papier.

Hans legte sich zu Bett und schlief gleich ein. Mitten in der Nacht wachte er auf und sprach die klaren Worte: . . . und verstehe die Freiheit, aufzubrechen, wohin er will! Es tat ihm wunderbar wohl, ohne daß er sagen konnte, warum.

Hasselstrunk gab Hans eine Retorte zu halten, in der er Pferdemark aufgekocht hatte, weiß der Teufel, zu welchem Zwecke. Die Retorte war zu heiß, Hans ließ sie fallen und sie zersprang. Das Pferdemark stank wie die Pest. Hasselstrunk schrie, daß die Scheiben zitterten und schlug Hans ins Gesicht. Hans blieb ruhig stehen, nur seine Knie bebten, dann wandte er sich um und ging langsam in den Abortraum, wo er zu weinen begann. Die Tränen liefen durch seine Finger, und während er ruhiger wurde, sprach es wieder in ihm: alles prüfe der Mensch und verstehe die Freiheit, aufzubrechen, wohin er will. . . .

Da klopfte es draußen gegen die Tür. Der Ziegenpeter stand draußen und sagte Hans, er solle sofort zu Abel und Bretschneider fahren und drei Kaltleimmuster abgeben. Hans steckte die Muster in die Tasche, holte das Rad aus dem Verschlage und fuhr los. Als er über die Brücke fuhr, packte ihn ein heftiges Weh in der Brust; er sprang vom Rade, trat an das Brückengeländer und sah in den Strom, auf den die Sonne gleißte. Er verfiel der Täuschung, der Strom stehe still und die Brücke sei ein Schiff, das sich bewege und ihn fortführe in ein anderes Land. Lange stand er so und starrte in die Flut, dann hob er den Kopf — und war ruhig und froh. Er holte die Kaltleimmuster aus der Tasche und warf sie in den Strom. . . .

Unaufhaltsam fuhr er dann am Quai des Stromes entlang, ließ bald die Häuserflanken, die ihn zur Rechten begleiteten, zurück und kam in grünes Wiesenland. Er verfolgte den Lauf des Stromes auf Wegen und Straßen, durch Dörfer und an Waldungen entlang; der Tag war warm, Hans öffnete die Hemdbrust. Nur einmal, an einem Bahnwärterhäuschen, stieg er ab und ließ sich ein Glas Wasser geben, dann fuhr er erfrischt weiter, in die Berge hinein, die immer näher heranrückten. Keine

Spur von Müdigkeit war in ihm, nur ein jauchzendes Gefühl körperlicher und seelischer Erlösung. Er freute sich unbändig über die bunte Welt, durch die er glitt, über den schimmernden Staub der Straße, die dunklen Baumhänge der Berge, über den Sommerhimmel und das ziehende Wasser, das alles spiegelte. Wenn sich die Straße zu steil aufbäumte, schob Hans das Rad, um dann nach kurzem Ausblick auf die in eigene Schönheit versunkene Landschaft bei wirbelnden Pedalen mit weitabgestreckten Beinen ins Tal zu sausen. Es war, als sei die Maschine sein Verbündeter; die in der Stadt jeden Tag ihre Tücken gezeigt hatte, schnurrte leicht und fröhlich und ohne Havarie dahin, selbst den Sprung über eine am Ufer befestigte Schiffskette nahm sie nicht übel. Die Berge waren zusammengerückt. Hans fuhr den Paß entlang, den der Strom gegraben hatte, und als die Dämmerung ihre ersten Schleier zwischen die Bergfalten hing, war Hans in die Nähe der Grenze gelangt. Er ließ sich auf das andere Ufer übersetzen und erreichte den Uebergang in voller Dunkelheit. Er sah das Licht der Zollstation und führte das Rad zu Fuß vorbei, ohne zu zögern. Der Zollwächter warf nur einen flüchtigen Blick auf Hans, den er für einen der Arbeiter halten mochte, die regelmäßig die Grenze überschreiten, und rief ihn nicht an. Hans atmete auf und fuhr den Lichtern der Stadt zu, die einen knappen Kilometer vor ihm lag.

In der Herberge saß eine lustige Kumpanei um den großen Rundtisch. Hans stellte das Rad in eine Ecke und setzte sich zu den Kunden; da aber fiel ihm plötzlich ein, daß er kein Geld mehr besaß. Er sprach mit dem Ausschenker und bot ihm die Stahluhr zum Kauf an, die ihm der Vater zur Konfirmation geschenkt hatte. Der Ausschenker gab ihm sechs Kronen dafür und zog davon zwei für Abendessen und Nachtlager ab. Eine halbe Krone wurde noch vertrunken, und kurz vor Mitternacht fiel

Hans todmüde ins Bett. Er träumte phantastische Dinge. Eine weite Landstraße lag vor ihm in greller Sonnenglut, er trat die Pedale, was die Waden hergaben; denn hinter ihm setzte der fette Hasselstrunk in der Uniform eines Zollwächters auf einem schwarzen Pferde her. Da riß die Kette des Rades und Hans stürzte in den Graben. Hasselstrunk lachte, daß die Goldplomben in seinem Maule blitzten, Hans vermeinte den Käse zu riechen, schrie auf — und sah im fahlen Morgenlicht die schnarchenden Kunden. Wieder schlief er ein und saß neben Rudi in einer braunen Bodenwelle. Der Tag war grau und Rudi lag mit stillem weißen Gesicht. Er hatte ein brandiges Loch in der Stirn und war tot. . . Auf einmal hockte Hans auf der Reeling eines Schiffes, die See bewegte sich unruhig, die Sonne warf zerstreutes Licht zwischen die Masten. Aus der Kajütenluke kam ein Mädchen langsam hervor; sie war schön und ihr Haar flatterte im Winde. Sie blickte mit todtraurigen Augen auf Hans, der sich nicht vom Fleck rühren konnte. Ueber ihr, auf der Kapitänsbrücke, stand Hasselstrunk, sein verschwommenes und brutales Gesicht sah in die Ferne. . . .

Der Ausschenker polterte laut an die Tür, der Traum zerstob. Eine prächtige Morgensonne stand im kahlen Raum und verklärte die verblichenen Farben eines Muttergottesbildes an der Wand. Ein junger wandernder Arbeiter, den Hans am Abend zuvor nicht bemerkt hatte, sang ein polnisches Lied, das einen frohen Rhythmus hatte und immer endete: Tralala — holala — holla — holla — tralala!

Eine halbe Stunde später war Hans wieder auf freier Straße. Die Berghänge hatten sich wieder zurückgelehnt und ließen ferne Sicht. Der Strom glänzte wie Perlmutter. Hans ließ sich die Morgenluft durch die Lungen wehen und war glücklich. Im Blau überschlugen sich jubelnde Lerchen. Ein Kettenschlepper arbeitete sich,

drei Zillen im Schlepptau, stromaufwärts, auf den Breitkähnen wimpelten der Schifferin Sonntagshemden.

Nun wußte Hans auch, wohin er wollte. In der kleinen Stadt, die er in einer Stunde erreichen mußte, wohnte ein Onkel von ihm, ein Fabriktöpfer, der ihm am liebsten war von der ganzen Verwandtschaft. Was würde der zu dem plötzlich auftauchenden Besuch sagen? Hans schlug Gedanken darüber in den frischen Wind. Schon sah er die ragende Burgruine, zu deren Füßen das Städtchen lag. Bald traf sich die Straße mit den Eisenbahngleisen, und die ersten Häuser kamen heran.

Die alten Onfreders liefen planlos in der Stadt herum. Beider Gesichter waren grau und verkümmert, weil sie in den Nächten nicht schliefen. Sie fanden keine Ruhe zu Hause, er hatte sich von der Arbeit freigemacht, um seinen Sohn zu suchen. Die Frau keuchte in Atemnot neben ihm her, denn er schritt hastig und verbissen aus. Ihr Gesicht war aufgelöst vom Weinen und von dem Bewußtsein der Schuld, die ihr der Mann immer wieder vorhielt. Während sie ohne Fassung neben dem Manne hertrieb, fiel er von ruhigen Stimmungen in heftige, von solchen der Hoffnung in solche der Verzweiflung. Einmal meinte er, Hans gut genug zu kennen, als daß der sich ein Leid antun könnte, dann wieder hielt er ihn bestimmt für tot. Die Polizei und die Zeitungen hatten sich der Sache angenommen, nun liefen die Beiden von einem Bureau ins andere und lauerten den Briefträgern auf, immer in der Hoffnung, endlich aus der quälenden Ungewißheit über den Verbleib ihres Kindes herauszukommen.

Abends kam Rudi, der sie tröstete. Er sagte: „Hans ist sehr unglücklich gewesen und ich glaube, daß er einen gewaltigen Sprung getan hat, aber bestimmt nicht in den Tod. Vielleicht ist er nach Amerika zu Carnegie, für den

er schwärmt. Daß er kein Geld hat, macht ihm nichts aus, er ist kräftig und schlägt sich schon durch — etwa als Kohlentrimmer."

„Der Teufel soll eure Rosinen holen," schrie Onfreder, „ihr seid groß im Plänemachen und haltet die Alten für Hornochsen. Ich will meinem Herrgott danken, wenn Hans wieder da ist, aber in den Hintern trete ich ihn doch. An allem sind die Bücher schuld, die ihr in euch hineinfreßt, bis ihr den Klaps weg habt, ihr Vogelmänner. Als ob die Welt darauf warte, daß ihr das Pulver erfindet, ihr Scheißkerle! Als ich so alt war wie ihr, ging ich ins Bett, wenn ich mit der Arbeit fertig war, und Sonntags ins Puppentheater. Das kam fünf Pfennige auf der Galerie, und die Seele hatte Ruhe. Ihr aber wollt ohne Unterhosen nach Amerika, bloß weil ihr denkt, dort finden sie sich ohne euch nicht weiter. Natürlich hat der Käsewanst die Hauptschuld, und das verspreche ich dem in die Hand: wenn meinem Jungen etwas zugestoßen ist, mache ich den Leimfritzen kalt. Ich war zu gut und zu dumm, ich hätte dem Hans eins blasen müssen, als er den Kaufmannsfimmel anfuhr."

Frau Onfreder saß dabei und weinte. „Warum tut mir der Junge das an? Was soll man auf der Welt, wenn einem die Kinder keine Freude machen? Jetzt muß ich immer denken, wir sind nicht gut zu Hans gewesen, sonst hätte er uns nicht verlassen können. Er wurde immer stiller und wir haben ihn nicht verstanden. . ."

Hansens kleine Schwestern kauerten lautlos und gedrückt auf dem Bänkchen am Ofen.

Auf dem bröckelnden Söller der Burg saß Hans nun schon eine Stunde und rührte sich nicht. Kleine Insekten summten, unter ihm stürzte der grüne Abhang zum Strom hinunter. Weiße Wolkenberge standen im Himmel. Fernhin wellte das Land.

Nah hinter ihm lachte ein Mädchen, Hans drehte sich um. „Habe ich dich gestört?" fragte das Mädchen.

„Guten Tag, Friedel," gab Hans benommen zurück. Er wußte nur ihren Vornamen und kannte sie vom Abend zuvor, er war mit seinem Vetter in den Volksgarten gegangen, wo sich junges Arbeitervolk traf, um zu plaudern und Zider zu trinken. Sie setzte sich neben ihn. „Kennst du den Burgfriedhof?" fragte sie. Hans schüttelte den Kopf.

Durch ein Pförtlein kamen sie zu den alten Grabstätten. Der Friedhof war klein, überwuchert von Gerank, wilden Blumen und Gras, nur mühsam entzifferte man verwitterte Buchstaben auf zerbrochenen Steinen. Und märchenhaft still war es. Die Beiden setzten sich auf einen Hügel und sagten lange nichts. Die warme Luft und die Stille machten schläfrig. Das Mädchen legte sich lang und schloß die Augen. „Erzähle mir etwas, Hans Onfreder. . . ."

„Was soll ich dir erzählen? Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt?"

„Nein — das kenne ich schon. Erzähle mir etwas von dir. Du bist doch bestimmt schon verliebt gewesen, wie kam das und wie ist das abgelaufen — daraus soll eine schöne Geschichte werden, und du darfst sogar ein bißchen flunkern dabei."

Hans dachte nach und wußte nicht, wie er beginnen sollte. „Wie hieß sie denn?" half sie nach. „Das weiß ich nicht," sagte Hans. „Ich sah sie auf dem Wege zur Schule. Sie war schlank und groß und hatte lange Zöpfe. Wenn ich ihr begegnete, wurde mir heiß an den Augen. Ich brachte schließlich heraus, wo sie wohnte und ging morgens zeitiger von zu Hause weg, um auf dem ganzen Wege zur Schule hinter ihr herzulaufen."

„Und was geschah weiter?"

„Nicht viel. Sie merkte es schließlich. Eines Tages war sie mit ihren Freundinnen auf einer Bank im Spielpark, ich saß nicht weit davon, las in einem Buche und sah verstohlen zu ihr hinüber. Plötzlich stand eines der Mädchen vor mir und richtete mir aus, ich sollte hinüber zu ihnen kommen. Ich sah mich entdeckt, ging aber doch mit. Als ich drüben war, lachten die Mädchen aus vollem Halse, wahrscheinlich habe ich sehr dumm ausgesehen. Weil ich nichts zu sagen wußte und die Mädchen immer toller lachten, drehte ich mich um und lief weg. Am anderen Tage foppte mich die ganze Klasse."

„Bist du dann sehr unglücklich gewesen?"

„Nein, ich fand die Sache plötzlich albern. Später habe ich mir wohl gesagt, daß ich Hoffnung gehabt hätte, weil ich merkte, daß Mädchen immer lachen, wenn sie sich Mut machen wollen zu etwas, was sie gern möchten, sich aber nicht recht getrauen."

„Sind das alle deine Sünden?"

„Es hat sich nichts weiter ereignet. Ich kam dann bald aus der Schule. Die Schulmädchen waren mir zu kindisch, und die Mädchen, die in meinem Alter waren, sahen sich von dem Augenblick an, da sie lange Röcke trugen, nach Aelteren um."

„Du bist also noch ein keuscher Knabe. Als ich dich gestern abend sah, dachte ich: das ist einer, der Gedichte macht." Hans lachte verlegen.

„Sieht man mir das an?" Sie schwieg. Ihre Augen waren halb geöffnet. Hans sah plötzlich, daß sie einen feinen Mund hatte und wie ihre Brüste sich atmend bewegten.

„Du bist ein Hans-Taps," sagte sie leise, „komm, küß mich!"

Eine heiße Lohe schlug ihm ins Gesicht. Er sah ihren wartenden Mund, das Zittern ihrer Lider, er beugte sich zu ihr nieder, ein fremder, lockender Duft ging von ihr

aus. Sie legte den Arm um seinen Hals, er fühlte ihre Lippen, ihre feste Zunge. Hans vergaß, wo er war, in ihm klang und rauschte es, dann schrak er hoch und wunderte sich, daß die Sonne noch schien; denn er war in einer anderen Welt gewesen. Friedels Augen waren in feuchtem Glanz auf ihn gerichtet, sie lächelte: du Hans-Taps! du Hans-Taps!

Sie war sicher älter als er, auch bestimmt nicht so unerfahren. Er fühlte seine Schläfen klopfen, in seine Freude mischte sich die Angst vor der Unruhe, in der er jetzt leben würde. Wie sollte er, der so schon mit dem Leben nicht fertig wurde, zu klaren Zielen kommen, wenn das, was auf ihn einstürmte, sich noch vervielfältigte? Das Mädchen spielte gewiß nur, aber in ihm lohten die Flammen, jetzt stand auch die Furcht vor Hasselstrunk wieder wie ein Henker vor ihm und gesellte sich zu jähen Gewissensbissen: warum schreibe ich meinen Eltern nicht? Er dachte daran, wie schön es sein müßte, aus dieser seligen, lichtüberströmten Stunde in ein Nichts hinüberzuträumen.

. . . und verstehe die Freiheit, aufzubrechen, wohin er will . . .

Freude und Furcht schlugen um in Kraft. Das Mädchen lächelte noch immer, er küßte sich froh und übermütig an ihr, das Lachen der Beiden sprang über die Grabmäler und verstrickte sich im Gerank der Heckenrosen und Winden.

Als Hans zum Abendbrot erschien, merkte er sofort, daß etwas los war. Der Onkel hatte einen Brief von seinem Bruder erhalten, in dem dieser in verzweifelten Sätzen das spurlose Verschwinden seines Sohnes berichtete.

„Das ist nicht schön von dir, Hans," sagte der Onkel, „du wirst morgen in der Frühe sofort wieder nach Hause fahren. Warum bist du denn ausgerissen?"

Hans erzählte von Hasselstrunk. Er werde um keinen Preis zu dem Schinder zurückkehren. Ob er nicht da bleiben könnte und in der Fabrik arbeiten, in der der Onkel beschäftigt sei. Er wolle sich die größte Mühe geben und sei stark genug, auch harte Arbeit zu zwingen. Der Onkel schüttelte den Kopf. „Daraus wird nichts. Selbst wenn ich wollte, habe ich kein Recht, dich hierzubehalten. Morgen früh fährst du!"

So mußte Hans wohl oder übel das Fahrrad ölen. Der neue Tag war frisch, der Abschied von den Verwandten herzlich und ohne Groll. Aehrenleser gingen gebückt über die Stoppelfelder, wieder passierte Hans unbehelligt die Grenze. Er war mutig und gefaßt, und noch war es nicht Abend, als er die Türme seiner Heimatstadt wiedersah.

Während er durch die Vorstadtstraße fuhr, sah er vor sich den Vater laufen. Das Herz schlug ihm schneller, er rief ihn an. Vater Onfreder wandte sich jäh herum und sah Hans starr an, den es weh durchfuhr; denn des Vaters Gesicht schien viel älter geworden zu sein. Zorn und Freude kämpften jetzt darin.

„Verdammter Ausreißer", sagte er schließlich, „du machst mir nette Streiche." Dann gingen sie nach Hause. Die Mutter saß am Fenster, Hans erschrak über ihr Aussehen. Sie begrüßte ihn nicht, jetzt erst kam Hans das volle Gefühl dessen, was er angerichtet hatte. Er küßte die Mutter und weinte. Das löste auch ihre Tränen, sie fuhr ihm durchs Haar und sagte matt: „Tu das nicht wieder, Hans!"

Der Vater holte jetzt zu einer offenherzigen Ansprache aus.

„Deine Stehkragenphantasien kannst du dir jetzt an den Hut stecken. Ich habe auch keine Lust mehr, dich in eine andere Lehre zu tun. Ich habe nur noch ein Interesse daran, aufzupassen, daß kein Vagabund und Spitz-

bube aus dir wird. Richte dir dein Leben ein, wie du willst, nur verdiene dir dein Brot durch ehrliche Arbeit — aber bald! Wenn du uns keine Sorgen mehr machst, wollen wir vergessen, was du uns angetan hast. Das Rad bringe ich jetzt zu Hasselstrunk, der Gott sei Dank die Nase von dir voll hat; ich werde dem Burschen noch einige Wahrheiten sagen, die er sich hinter dem Spiegel aufheben kann. Deinen sauberen Kumpan hat der Seifenmann übrigens auch rausgeschmissen, und an deinem amerikanischen Stahlkönig haben wir uns den Kaffee gewärmt."

Hans atmete auf. Der Weg war frei. Nun wollte er auf sich selber bauen, auf seine gesunden Arme, und sich und dem Vater beweisen, daß er ohne Hilfe durch die Welt kam. Am meisten freute ihn, daß auch Rudi den Mut gefunden hatte, den Karren herumzuwerfen und er machte sich auf den Weg zu ihm. Er traf ihn in blauer Bluse und erfuhr von ihm, der Hans lachend umarmte, daß er bereits den ersten Tag als Fabrikarbeiter hinter sich hatte. „Das ist viel schöner," behauptete Rudi, „als hinter dem Pulte zu hocken. Mir tun zwar mächtig die Knochen weh, doch daran gewöhnt man sich; das beste ist, daß ich am Wochenende ein Goldstück habe und weiß, wofür ich mich plage. Was willst du denn jetzt anfangen?"

„Ich weiß noch nicht, ist bei euch noch Platz?"

„Ich glaube nicht, aber du kannst es ja versuchen."

In dieser Nacht tat Hans einen langen, friedlichen und traumlosen Schlaf.

Schon in der zweiten Morgenstunde schrie ein Aufseher in den Schlafsaal: „Aufstehen!" Die Milchfahrer krochen von ihren Pritschen, fuhren in die Kleider und liefen eine Treppe tiefer in die Kantine, wo der Kaffeebottich rauchte.

„Dalli, Onfreder," rief der Kutscher Weithase über den Tisch, „sauf deinen Kaffee, so schnell du kannst, wir hängen mit fünf Minuten. Spann die Mähre ein und fahre vor die Milchausgabe, ich hole inzwischen die Butter."

Noch kauend rannte Hans über den Molkereihof zum Stall, riß der fetten Graustute das Maul von der Krippe und schirrte sie an den Wagen. Dann fuhr er an der Milchhalle vor. Der andere kam mit der Butter und verstaute sie. Dann wurden die Flaschenkästen auf dem Dach, die schweren Kannen und Milchtanks im Innern des Wagens untergebracht, darauf fuhren sie in den Morgennebel hinein. Die dicke Zampa warf sich im Kumt, die Flaschen klirrten und Weithase schimpfte: „Hüh, du alte Kracke, hüh!"

Zuerst wurde die Filiale mit Milch versorgt, dann fuhren sie von Haus zu Haus. Bis gegen elf Uhr rannte Hans mit den Krügen treppauf treppab, lieferte an der Hintertür von Rechnungsrats einen Liter süße, einen halben Liter saure Sahne, und im vierten Stock der Mietkaserne einen viertel Liter Kindermilch ab, dessen Bezahlung die blasse, dürftige Mutter auf morgen aufzuschieben bat. Gegen Mittag brachte ein Wagen den zweiten Transport, und erst um vier Uhr fuhr man leer nach Hause. Während Weithase dann abrechnete, wusch

Hans den Wagen und die Kannen und war fertig. Er trollte dann zur Maschinenfabrik und holte Rudi ab.

„Ich habe für heute abend etwas Feines eingefädelt," blinzelte Rudi, „ich habe in der Werkzeugausgabe zwei Mädchen kennengelernt, die noch keinen Schatz haben. Die eine macht mir schöne Augen. Und wegen der anderen habe ich an dich gedacht. Ich glaube, sie paßt gut zu dir, weil sie feine Bewegungen hat, was du doch so liebst. Sie ist schon neugierig auf dich, nachdem ich ihr erzählt habe, du hättest lustige Geschichten auf Lager. Halb acht Uhr wollen sie am Feldweg sein."

Sie waren auch wirklich da und gefielen Hans. Das ihm von Rudi zugedachte Mädchen war zierlicher als das andere und hatte ein sanftes Wesen. Herbstlich kühler Wind blies über die Felder, der Mond hing blaß im dämmernden Himmel und die ersten Sterne wurden sichtbar. Die Mädchen wußten ein Trällerliedchen, dem ein leichter Tanzschritt angemessen war, und so hüpften die vier singend den Weg dahin, als ihnen einfiel, eine Mühle zu machen und sich im Kreise zu wirbeln, bis der Atem alle war. Schließlich kam man sich überein, Apfelwein trinken zu wollen, und begab sich in eine kleine Gartenwirtschaft. Draußen war es schon zu kühl, so setzten sich die beiden Paare in die Ecke der Stube, wo ein Lederkanapee stand. Sie waren die einzigen Gäste, eine altersschwache Petroleumlampe sorgte für Halbduster. „Jetzt soll Hans seine schönen Geschichten auspacken," entschieden die Mädchen. Hans begann: „Es war einmal ein Mann, der hatte sieben Söhne. Diese sieben Söhne sprachen: „Vater, erzähle uns eine Geschichte." Da erzählte der Vater eine Geschichte, die begann folgendermaßen: ein Mann hatte sieben Söhne. Diese sprachen: „Vater, erzähle uns eine Geschichte." Der Vater erzählte . . ."

„Das ist heller Quatsch!" empörte sich Rudis Freundin. „Da spielen wir nicht mit. Los, etwas anderes!" Jetzt legte sich Hans auf Erpressungen. „Wenn wir jeder einen Kuß bekommen, erzähle ich euch die spannendste Geschichte von der Welt!" Der Vorschlag wurde angenommen. Die Mädchen legten die Köpfe zurück und hielten den Mund still. Rudis Kuß explodierte schallend, der von Hans war stiller, aber er dauerte länger. „Ich weiß noch gar nicht, wie du heißt", sagte er weich. „Ich heiße Cläre — aber nun erzähle die spannende Geschichte."

„Also paßt auf: ein junger Mann aus der ersten besten Gesellschaft war verlobt. Seine Braut war ein reiches und schönes Mädchen, das ihn heftig liebte. Da wollten es die Umstände, daß er Geschäfte halber nach Paris reisen mußte. Beim Abschied sagte seine Braut zu ihm: „Denke immer an mich, mein Bruno, es gibt so viel Verführungen in Paris. Ich habe eine trübe Vorahnung." Bruno lächelte und fuhr los. In Paris angekommen, hatte er seine Geschäfte bald erledigt. Am Abend vor seiner Abreise beschloß er, sich eine Opernvorstellung anzusehen. Er nahm einen Platz in der ersten Reihe und freute sich über die gute Musik und das ausgezeichnete Spiel der Darsteller. Schon während des zweiten Aktes war es ihm aufgefallen, daß eine der Künstlerinnen von der Bühne herunter ihm zunickte, da er sie aber nicht kannte, tat er nicht dergleichen. Im letzten Akt aber zog die Schauspielerin einen Zettel aus dem Busen und warf ihn dem verdutzten Bruno zu. Bruno hob ihn auf, konnte aber den Inhalt des Zettels nicht entziffern, da sein mangelhaftes Französisch dazu nicht ausreichte. Er wandte sich darum an den Türhüter des Theaters, den er für ein Trinkgeld bat, ihm den Inhalt des Zettels klar zu machen. Dieser erklärte sich höflich dazu bereit, als er jedoch den Zettel gelesen hatte, sagte er bestimmt und mit

gefurchten Brauen: „Herr, verlassen Sie sofort das Theater oder ich lasse sie hinauswerfen!" und gab ihm den Zettel zurück. Bruno ging verdutzt in sein Hotel, er hätte gar zu gern gewußt, was auf dem Zettel stehe. Schließlich klingelte er dem Kellner, schenkte ihm fünf Franken und richtete an ihn dieselbe Bitte wie an den Türhüter des Theaters. Der Kellner warf einen Blick auf den Zettel und verschwand. In wenigen Augenblicken kehrte er mit dem Inhaber des Hotels zurück, der Bruno anfuhr: „Was unterstehen Sie sich! Räumen Sie sofort das Zimmer, hier können Sie nicht bleiben." „So sagen Sie mir doch wenigstens, was auf dem verdammten Zettel steht." Wütend schrie der Wirt: „Sie sind ein unverschämter Patron, scheren Sie sich aus meinem Hause!" So mußte Bruno mit seinen Koffern auf dem Bahnhofe übernachten. In der Heimat wieder angelangt, war sein erster Weg zu seiner Braut, die ihn voller Freuden empfing. Sie merkte auch gleich, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und drang in ihn, sich doch ihr anzuvertrauen. „Liebe Katharina," sagte er bedrückt, „ich weiß, daß du gut französisch sprichst. In der Pariser Oper hat mir eine Schauspielerin diesen Zettel zugeworfen, den ich nicht lesen kann." Sie lachte: „Zeig ihn her!" Sie las den Zettel durch, ihre Augen wurden groß und starr. Dann brach sie in Weinen aus. „Mit diesem elenden Menschen bin ich nun verlobt! Gehen Sie, ich will Sie nie wieder sehen . . ." Bruno flehte: „So sag' mir doch wenigstens, was auf dem Zettel steht, ich bin ja ganz unschuldig daran." In diesem Augenblick trat ihr Vater ins Zimmer, der über diese Szene sehr erstaunt war. Seine Tochter reichte ihm den Zettel. Als er ihn gelesen hatte, sagte er: „Unter diesen Umständen muß auch ich Sie bitten, mein Haus für immer zu verlassen." Bruno schlug sich verzweifelt vor die Stirn. Er ächzte nur noch: „Bei allem, was Ihnen heilig ist, machen Sie mich nicht

verrückt, sagen Sie mir, was auf dem vermaledeiten Zettel steht!" Mit der kalten Antwort: „Es ist unter meiner Würde, mich noch weiter mit Ihnen auseinanderzusetzen!" verließ der alte Herr das Zimmer, und seine Tochter folgte ihm. Nach einer schlaflosen Nacht suchte Bruno den alten Notar auf, der das Vermögen seiner Familie verwaltete. „Ich möchte einen Vertrag mit Ihnen machen," schlug Bruno vor. „Sie erhalten von mir eine Summe von zwanzigtausend Mark, dafür verpflichten Sie sich, mir den Inhalt eines Zettels aus dem Französischen ins Deutsche zu übersetzen." Der Notar war äußerst verwundert über diesen Handel, erklärte sich aber schließlich dazu bereit. „Geben Sie den Zettel her." Bruno griff nach der Brieftasche, in der er den Zettel bisher aufbewahrt hatte, fand ihn aber nicht. Er suchte in allen Taschen, ohne Erfolg. Mit Hilfe seiner Dienerschaft durchwühlte er später noch die ganze Wohnung, der Zettel jedoch war und blieb weg, und Bruno hat nie erfahren, was er enthielt."

Dieser unerwartete Ausgang der Geschichte machte die Mädchen aufsässig, sie verlangten ihre Küsse zurück, was ihnen die beiden Freunde denn auch nicht abschlugen. So scherzten sie noch ein Weilchen und brachen dann auf. Draußen flammten in klarer Nacht die Sterne. Sie brachten die Mädchen zu ihren Haustüren, und als sie dann allein waren, meinte Rudi: „Ich kann noch nicht schlafen, mir ist so sonderlich zumute, wollen wir noch ein Stück durch die Nacht streifen?"

„Es ist mir recht, Rudi, um zwei muß ich wieder in der Molkerei sein, dann lege ich mich gar nicht erst hin."

Sie gingen auf der im matten Sternenlicht schimmernden Heerstraße dahin. Die Kasernen waren dunkel, weithin vernehmbar scholl der harte Tritt der Wachtposten.

Hans philosophierte: „Ich bin unzufrieden mit mir. Die beiden Mädchen sind liebenswerte Geschöpfe, aber sie machen mich unruhig, und diese Unruhe schlägt über sie hinaus — es ist ganz nett, sich zu küssen und dumme Geschichten zu erzählen; mitten im Scherzen packte mich eine Sehnsucht, ich wünschte, draußen hätte ein Pferd gestanden, und ich hätte reiten dürfen durch Nächte und Tage, einer großen Aufgabe entgegen, die tollen Mut verlangt und äußerste Anstrengungen, die voller Gefahren ist und außergewöhnlichen Gewinn verspricht. Auf den Carnegie pfeife ich jetzt, sein Aufstieg war nur in einer anderen Zeit und in einem anderen Lande möglich. Mich läßt der traurige Gedanke nicht los, daß ich in eine falsche Zeit hineingeboren bin, in der das Los der armen Menschen hoffnungslos ist, die dazu verurteilt sind, ihr Leben lang unter der Fuchtel von Unteroffizieren, Krämern und vorgesetzten Beamten zu bleiben. Mein heftiger Drang ist, aus mir etwas von Bedeutung zu machen und dabei Kopf und Kragen zu riskieren, aber ich habe nicht das Sitzfleisch zum Streber. Was soll man nur tun? Wir sind erst sechzehn Jahre alt, ich möchte nichts an Zeit und Kraft vergeuden, alles auf ein Ziel einstellen — und weiß nicht auf welches! Wenn man auf ein falsches zugeht, kommt man auf Grundeis, und wenn ich noch ein paarmal so auffliege wie mit meinen Kaufmannsidealen, fürchte ich, verzweifelt zu werden, und ein solches Ende hoher Absichten ist lächerlich. Wenn ich mir unsere Alten betrachte, so möchte ich sie beinahe beneiden, ich weiß nicht, ob sie sich mit denselben Wünschen und Gedanken herumgequält haben. Jedenfalls haben sie es aufgegeben, verlangen nicht mehr, als sie haben, und sind ruhig dabei. Da kann ich nicht mit, ich halte es nur aus, weil ich hoffe, es wird einmal anders, es kommen ungeheure Wendungen meines Schicksals als Folge meiner Kraft, meines Willens, meiner Ideale. Jetzt trage

ich Milch aus, das ist eine ehrliche und anständige Sache, ich kann mir bloß nicht vorstellen, daß ich in zwei oder gar in zehn Jahren immer noch mit der Zampa über die Marienbrücke zockle. Wie soll ich zu dem wilden und freien Dasein gelangen, von dem ich träume? Manchmal glaube ich, das kann man nur, wenn man auf die Ehrlichkeit pfeift, die uns Lehrer und Pfarrer eingepaukt haben, und sich auf Mauserei verlegt, auf Einbrüche und Schwindeleien; das geht auch nicht, weil einen bald die Meute fängt, und Tütenkleben ist noch häßlicher als Hasselstrunks Faßkontrolle. Bin ich dann zerknirscht, so empfinde ich das gräßliche Gefühl, ich sei ein Mensch, der zu nichts taugt und sich selbst betrügt, der sich etwas einredet, um der Wirklichkeit und seinen Pflichten zu entrinnen."

Rudi pfiff durch die Zähne. „Mir schwebt allerhand Praktisches vor. Ich glaube, für jeden von uns findet sich etwas Patentes, wir müssen nur immer herumhorchen und dauernd auf dem Sprunge sein. Was der Carnegie damals gemacht hat, waren ganz neue Sachen, unsere Kaufmannslernerei aber war etwas, was Hunderttausende anfangen, die sich außerdem besser dazu eignen. Da ist natürlich kein Blumentopf dabei zu gewinnen. Wir müssen ausgefallene Ideen aufgreifen, die eine Zukunft haben. Vor acht Jahren wohnte bei uns im Hause der Werkzeugschlosser Reichert, dessen Junge damals so alt war, wie wir jetzt. Er lernte ebenfalls Schlosser; wenn er abends nach Hause kam, baute er sich aus Wursthölzern und Pergamentpapier kleine Flugzeugmodelle, mit denen er am Sonntag auf die Wiese zog, um sie auszuprobieren. Vor vier Jahren fand er einen reichen Mann, der ihm Geld vorschoß, und Reichert baute ein Flugzeug nach eigener Idee. Draußen in der Heide hatte er seinen Flugzeugschuppen, und ich war oft draußen, um die Flugversuche mit anzusehen. Die Leute haben

sich halb schief gelacht, wenn Reichert wie ein Floh mit seiner Maschine über den Sand hopste und hinten nicht hoch kam. Einmal brachte er es auf acht Meter, dann blieb er in den Bäumen hängen. Er ließ sich aber nicht beirren, und vor einigen Wochen habe ich gelesen, daß er von Berlin nach Paris geflogen ist und den Rekord geschlagen hat. Das hat mir Mut gemacht, und ich habe mir gesagt: wenn in uns etwas steckt, wird auch unsere Stunde kommen, wenn nicht, werden wir uns bescheiden müssen. Solange wir nicht wissen, wo wir überhaupt hinauswollen, können wir auch nichts Bestimmtes anfangen, sondern nur herumsuchen. Haben wir die feste Ueberzeugung, daß wir zu etwas vorbestimmt sind, so müssen wir ausprobieren, zu was, heute wissen wir noch nicht einmal, ob wir zum Rennfahrer oder zum Dichter, zum Schauspieler oder zum Politiker berufen sind. Das Schlimmste ist, daß wir die Welt zu wenig kennen, und da wir an nichts gebunden sind, wäre ich dafür, daß wir auf die Wanderschaft gehen und zusehen, wo wir uns mit Tod und Teufel herumschlagen können."

Hans lachte in sich hinein. „Natürlich," rief er fröhlich, „natürlich! Wir gehen auf die Walze! Wir sehen uns Deutschland an und was drum und dran hängt. Ueber den Winter bleiben wir noch in der Stadt und sparen uns Geld zusammen, und wenn die ersten blauen Tage des Frühlings kommen, hauen wir ab! So — und nun wollen wir kehrt machen, ich bring' dich noch zu deiner Tür und geh' dann zu meiner Zampa."

Singend schritten sie die Straße zurück. Als sie an der niedrigen Friedhofsmauer vorbeikamen, zeigte Rudi über die vom Mond beschienenen Gräber hin. „Die sind alle einmal hier herumgelaufen, genau wie wir. Was gäbe ich darum, zu wissen, wann und wo man mich verscharrt. Wenn ich ein Ziel habe, das fest ist, so das, auf

der Höhe des Lebens zu sterben und nicht mit einem fetten Bauch oder hängenden Kiefer. . ."

„Es wird die höchste Zeit, daß du ins Bett kommst", lachte Hans.

Vater Onfreder hatte ein ausgesprochenes Mißtrauen gegen die beiden Freunde. Er war wohl jetzt zufrieden mit Hans, aber er fürchtete, eines Tages könnten Rudi und Hans eine neue Idee haben, die allerhand Aufregungen mit sich brächte. Es wurde darum versucht, ihn freundlicher zu stimmen, und Rudi besorgte drei Billetts für die Galerie der Oper, das dritte war für Vater Onfreder.

Der erkundigte sich zuerst nach dem Preis. „Achtzig Pfennige?" meinte er kritisch, „dafür kann man ja einen ganzen Tag leben. Ihr treibt's nobel." Er ging aber doch mit. Das Textbuch zu lesen, lehnte er ab. „Wenn ich es gelesen habe, brauche ich es nicht mehr zu sehen." Hans erklärte, die Hauptsache sei doch die Musik. „Ach so, ein Konzert — ich dachte, es wird Theater gespielt."

Gegeben wurde Verdis Traviata. Die drei kamen rechtzeitig genug, um das prunkvolle Innere des Theaters ausgiebig zu bewundern, besonders Vater Onfreder fand ein anerkennendes „Gottverdammich — wie das funkelt!" Es wurde finster, die Ouvertüre setzte ein. „Da spielt ja ein ganzer Haufen . . ." Hinter ihnen rief es: „Maul halten!" Dann ging der Vorhang in die Höhe, die bunte Gesellschaft auf der Bühne sang: „Mit der Freude Blumenkränzen . . ."

„Sie singen zu laut," fand der Alte, „ich verstehe kein Wort." Die Freunde antworteten nicht, ihre Augen und Ohren waren auf der strahlenden Bühne, bei den ewig jungen Melodien. Die sangen noch in ihnen, als sie heimwärts zogen.

Nur der Alte war unzufrieden. „Das war mir viel zu unnatürlich. Warum haben sich die Leute angesungen, man singt doch nicht, wenn man sich etwas zu sagen hat. Wenn ich auf dich lossingen würde „Ha—a—ans, wo hast du—u—u den A—a—a—bortschlüssel?", so würdest du mich für verrückt halten. Ich glaube, sie singen nur, um das Stück in die Länge zu ziehen; ich finde das aber langweilig. Da war das Puppentheater interessanter, das ich vor dreißig Jahren gesehen habe. Das Stück kenn' ich noch so genau, als hätte ich es gestern gesehen, es hieß „Der artesische Brunnen oder Meine Mittel erlauben mir das", und es war wenigstens etwas zum Lachen dabei. Das heute abend aber war Bruch, und es ist unverschämt, für das überspannte Gejohle achtzig Pfennige zu verlangen."

„Du verstehst bloß nichts davon!" Dieser Widerspruch hatte dem Alten gerade noch gefehlt. „Laßt man gut sein," grollte er, „ich bin eben ein dummes Luder. Bloß ihr zwei beiden habt es in euch. Wenn ihr Stolz in den Knochen hättet, gingt ihr da nicht hin, wo die Pelzweiber und die Uhrkettenmänner sitzen, um sich vor einander wichtig zu machen. Das ist es, was mich an euch so ärgern kann: nicht, daß ihr Dummheiten macht, ich bin in eurem Alter auch nicht ganz fein gewesen — vielmehr, daß ihr mit Gewalt etwas scheinen wollt, was ihr nicht seid. Genau wie mein zweitältester Bruder, der Wilhelm, dauernd hat er kein Geld und rennt tagsüber treppauf treppab, von Tür zu Tür, um alte Metalle aufzukaufen — seine Alte aber leistet sich ein Doppelkinn, und an der Türe hat der Hanswurst ein Schild: „Betteln und Hausieren verboten". Er holt sich für zehn Pfennige Wurst aus dem Fleischerladen und frißt sie auf offener Straße, das Töchterlein aber lebt von Pralinés, kriegt die Spitzenhöschen mit der Kneifzange angezogen und rennt in die Klavierstunde, die er nur bezahlen kann,

wenn er mich anpumpt. Das nenne ich besseren Bruch; jeder Schreiber nennt sich jetzt Kaufmann, jeder Straßenkehrer Beamter, und deine Kusine Paula bildet sich einen Stiefel darauf ein, daß sie ein Kind von einem Feldwebel hat. Genau so seid ihr!"

Rudi verabschiedete sich. Hans lief bedrückt neben dem Vater her. Auch dieser Versuch war mißlungen. Es gelang Hans nicht einmal, den Vater vor sich selbst ins Unrecht zu setzen, er empfand, daß der Vater eigentlich recht hatte, und das drückte ihn mächtig nieder. War er wirklich auf dem Wege, ein Fatzke zu werden, war der Wille, sein Leben zu erhöhen, tatsächlich nur eine alberne Streberei? Der Carnegiefimmel war nicht weit davon ab gewesen, das sah er ein. Wie stand es mit dem neuen Ziel? Jetzt wollte er auf den Busch klopfen.

„Wir wollen jetzt auf die Wanderschaft gehen, was sagst du dazu?"

Vater Onfreder machte ein grimmiges Gesicht und sagte nach einer Weile: „Euch bringen sie ja doch nach acht Tagen per Schub wieder nach Hause. Ihr seid dazu noch zu jung und zu unerfahren. Ihr kommt ins Bummeln, und von der Landstraße ins Kittchen ist kein halber Meter."

„Du warst aber doch auch auf der Walze!"

„Das war eine ganz andere Sache. Ich hatte ein Handwerk gelernt und war zwanzig Jahre alt, die Zeiten waren damals auch andere. Auf der Landstraße ist heute nicht mehr viel los, es rennen zuviel Polacken und Penner darauf herum, und die Landjäger machen dem Kunden das Leben zu sauer."

Hans merkte, daß der Vater unsicherer wurde. Sicher dachte er an seine eigene Jugend, und Hans zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen werde, die Zustimmung des Alten zu erlangen. Er fing also an zu bohren. Der

Vater hörte ihm schweigend zu. Erst als sie im Bett lagen, bekam Hans Bescheid:

„Es soll mir recht sein. Im April kannst du losziehen und wirst ja sehen, wie weit du kommst. Geht's schief, so weißt du, wo du hingehörst, bei mir hast du immer eine Stätte . . ."

„Du bist ein feiner Kerl", dachte Hans, aber er sagte es nicht laut; denn er kannte den Alten zu gut, um nicht zu wissen, wie schlagkräftig der solches Wohlwollen gewürdigt hätte.

Bevor es so weit war, mußte Hans noch einmal die Arbeit wechseln. Das kam so:

Der Besitzer der Molkerei war ein sogenannter humaner Unternehmer. Er begnügte sich nicht damit, an seinen Arbeitern Geld zu verdienen, er war auch um ihr sonstiges Wohl besorgt. So ließ er durch Fabrikbeamte einen Verein gründen, dessen Aufgabe darin bestand, gemütvolle Lieder vierstimmig zu singen und alljährlich auf einem Molkereifest ein Hoch auf den edelherzigen Gönner auszubringen. Damit noch nicht genug, erhielten alle Arbeiter zu Weihnachten ein Geschenk in Form eines sächsischen Christstollens. Diese Stollen pflegten unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Meter lang zu sein und neben anderen schmackhaften Zutaten eine Unmenge Rosinen zu enthalten.

Bei der diesjährigen Beschenkung wurden diese Stollen zur Ursache einer Palastrevolution. Die alten Fahrer hatten schon vorher festgestellt, daß die Stollen von Jahr zu Jahr kleiner geworden waren und hatten mit Fug und Recht anzunehmen geglaubt, das vorjährige Format könne sich nicht mehr zuungunsten der Beschenkten verändern. Sie hatten sich verrechnet. Die Stollen waren nicht größer als eine Zeilensemmel, und alles rottete sich in der Kantine zusammen, um eine Probeschlachtung

vorzunehmen. Als festgestellt wurde, daß das geprüfte Exemplar trotz heftiger Durchwühlung nur eine einzige Rosine von bescheidenem Umfang abwarf, erscholl ein allgemeines Hohngelächter.

Hans versammelte sofort eine Anzahl beherzter Jungens um sich, und sie zogen, das Gebäck demonstrativ in den Händen schwingend, zur Villa des Molkereibesitzers. Der mochte schon Lunte gerochen haben, als die Bande durch den Garten gezogen kam; denn die Haustür wurde auch nach mehrmaligem Geklingel nicht geöffnet. Da kam Hans ein Gedanke. Er hatte am Gartentor einen Kasten mit Handwerksgerät entdeckt, lief hin und kehrte mit einem Hammer und einem fünfzölligen Nagel zurück. Dann nahm er seinen Weihnachtsstollen und nagelte ihn mit hallenden Schlägen an die Haustür. Die Jungens hatten eine panische Freude daran und zogen ab. In die Molkerei zurückgekehrt, fand Hans schon seine Entlassungspapiere vor, und die Verwaltung hing ein Schreiben an das schwarze Brett, worauf dem gesamten Personal kundgetan wurde, in künftigen Jahren werde der Renommierkuchen infolge des „unerhörten Vorfalls" nicht mehr ausgegeben werden. Undank ist der Welt Lohn.

Zu Hause sagte Hans von der ganzen Angelegenheit nichts, er wurde um die zweite Morgenstunde von der Mutter geweckt und verließ auch das Haus. Pfeifend schlenderte er durch die stillen Straßen, an der Marienbrücke begegnete er der Zampa, die stumpfsinnig dahertrottete, Weithase knallte mit der Peitsche, lachte und rief: „Der Kommerzienrat hat sich blau geärgert, und wir haben uns den ganzen Abend gefreut. Wieviel ist uns der Schneider schuldig?"

„Zwei Mark und zehn Pfennige. Mach's gut, Weithase! Zampa hüh!" Der Wagen polterte weiter über den Schotter. Die Straßenlaternen brannten in trüber

Blässe. Unter dem Brückenbogen rauschte das Wasser. In der Innenstadt arbeiteten die Straßenfeger. Auf hohem Gerüstwagen klopften Monteure an den Straßenbahndrähten herum. Hans sah ihnen zu. „Geh ins Bett!" schrie einer von oben. „Bin schon wieder draußen", lachte Hans und ging weiter. Im Bahnhof war es hell und warm. Hans studierte die Aufschriften der Fahrkartenschalter. Berlin — Königsberg — Eydtkuhnen — Riga — Petersburg. Nürnberg — München — Innsbruck — Mailand — Rom. Hannover — Düsseldorf — Aachen — Brüssel — Paris . . . Er trank sich einen Rausch an den Namen der fremden Städte, keine Ruhe wollte er finden, bis er nicht überall gewesen sei. Hamburg sollte das nächste Ziel sein. Von da aus irgendwohin ins Blaue, Norden, Süden, Westen oder Osten. Der freudige Drang trieb ihn wieder nach der Vorstadt, wo er Rudi abholen und nach der Fabrik begleiten wollte. Er traf unterwegs einen Schulkameraden. „So, du bist also nicht mehr bei der Milch. Frage doch bei uns an, in der Schokoladenfabrik, ich glaube, es werden welche eingestellt."

Durch die Straßen, in zwei Zügen herauf und hinunter eilten die Arbeiterscharen. „Es ist recht so," entschied Rudi, „wir wollen zuerst nach Hamburg fahren. Dort werden wir dann sehen, wo der Wind hin will. Vielleicht fahren wir zur See. Uebrigens etwas Neues: gestern kam ein Arbeiter zu mir und sagte, ich sollte mich organisieren. Was das für einen Zweck haben soll? Er meinte, wenn sich alle Arbeitskollegen zusammenschließen, können sie bessere Bedingungen erreichen, kürzere Arbeitszeit und höheren Lohn. Darauf sagte ich, daß wir auf die Wanderschaft wollen, und er meinte, dann sei es erst recht vernünftig, sich zu organisieren, weil man in der Fremde einen Halt an der Organisation habe und Organisierte sich gegenseitig

immer behilflich seien. Das leuchtete mir ein, ich habe mich eintragen lassen und einen Monatsbeitrag gezahlt. Wenn du jetzt wieder Arbeit annimmst, wirst du gut tun, dich auch zu organisieren."

„Das kann man machen", sagte Hans.

Die Schokoladenfabrik war ein langgestrecktes Gebäude in der Nähe des Bahndammes. Ein starker Kaffeegeruch strömte durch das Tor auf die Straße heraus; denn gleich am Eingang lag die Rösterei. Der Portier nickte auf Hansens Anfrage und lief mit ihm in die Packerei, wo ein alter Mann mit einer roten Nase das Regiment führte. Der starrte Hans durch eine scharfe Brille an und meinte, Hans könne nach den Feiertagen antreten, und nahm ihm die Papiere ab. Hans war heilfroh und die Mutter auch, schon darum, weil der Lohn ein besserer war als in der Molkerei.

Vater Onfreder schimpfte schon wieder: „Ihr verfluchten Zappelfritzen! Zu Weihnachten bleibt man daheim und ruht sich aus. Wo wollt ihr denn hin? Auf die Dörfer? Daß euch doch die Hunde beißen möchten ..."

Natürlich gingen sie doch. Es herrschte kaltes, klares Wetter draußen, die Luft war still. Krähenzeug lärmte auf dem Acker, der Schritt scholl hart auf der Straße. In der Heide knarrten die Bäume. Um sich warm zu machen, warfen die beiden Steine in prasselndes Geäst, bis ein Forstmann kam und drohte, er werde ihnen Steine in die Schnauze jagen. „Oho," gab Rudi zurück, „wir schmeißen besser als du!" Das schien glaubhaft, denn der Waldmensch ging weiter, ohne noch etwas zu bemerken.

In den stillen Dörfern roch es nach Weihnachtskuchen. Die Freunde hielten sich nirgends auf, die Lust am Laufen wurde immer stärker. Die Zeit vertrieben sie sich mit Phantasterei. Sie waren in dicken Wald ge-

kommen und brauchten nahezu drei Stunden, ehe das nächste Dorf zu erreichen war. „Weißt du, wer wir sind?" spann Hans den Faden. „Wir sind Grenadiere Napoleons. Wir haben das Heer verloren, aber hinter dem Walde werden wir es wiederfinden; denn wir hören die Kanonen schlagen. Jetzt laufen wir nun schon Wochen, Tage und Nächte durch den russischen Wald, und unsere Heimat ist so weit hinter uns, daß wir sie vielleicht nie wieder erreichen werden. Wir brennen darauf, in die Feldschlacht zu gelangen, weil wir das wilde und gefährliche Leben über alles lieben. In den Quartieren, wo wir lagen, haben wir Wein getrunken und schöne Weiber gesehen, aber nichts konnte uns halten, denn wir hassen das Volk, das am Ofen sitzt, und sind für das Marschieren um die runde Welt. Unser Trompeter hat ein helles Horn voll jubelnder Signale, denen sind wir so treu, daß wir sie hören, auch wenn sie nicht geblasen werden . . ."

Rudi hob die Nase in die Luft. „Du — es fängt an zu regnen. Was machen wir jetzt? Wir müssen schneller laufen."

Bald drehte die Flut in Wirbeln herunter, daß die Kiefern mit den Zweigen um sich schlugen. Die Freunde rannten, was sie konnten, das Spintisieren war ihnen vergangen. Es dauerte nicht lange, so klatschte ihnen das Zeug auf dem Leibe, die Mäntel wurden schwer und rannen wie Dachtraufen. Auch die Bäume trieften, es gab kein Unterstellen. Die Tropfen tanzten auf der Straße, die wie ein Fluß aussah, bei jedem Schritt rann das Wasser aus den Stiefeln, die Jungens froren bis ins Herz hinein und fluchten wie Matrosen. Noch eine Stunde bis zum Dorf — und der Regen ließ nicht nach.

In der Schenke brachen die Bauern und Arbeiter in dröhnendes Gelächter aus, als die unglücklichen Spatzen hereinkamen. Die Jungens sahen totenblaß aus und

wurden von der Kälte geschüttelt. „Gebt den armen Teufeln heißen Grog auf meine Rechnung“, schrie ein Bauer, und die beiden schlürften gierig den heißen und scharfen Trank. „Wo wollt ihr denn hin?“

„Spazieren gehen ...“ Neues Gelächter. Die Wirtin schüttelte den Kopf. „Ihr seid Hauptkähne. Es wäre kein Wunder, wenn ihr euch den Tod holtet. Wo wollt ihr denn eure Kleider trocknen?“

Da stand ein Mann auf: „Ich werde sie zu den Glashütten bringen, dort wird ja heute gearbeitet. Bei den Oefen ist eine Bullenhitze, und ihr werdet bald trocken sein.“

So ging es wieder hinaus in den Regen, ein Stück die Dorfstraße entlang, bis sie in den Hof der Glashütte einbogen. Die Glasöfen warfen blendendweißes und rotglühendes Licht durch den weiten dämmernden Raum, wohlig warm schmeichelte die Luft. Glutscheinübergossene Männer schwangen die Rohre mit dem gleißenden Glas.

Hans und Rudi durften dableiben und zerrten sich das nasse Zeug vom Leibe, das bald vor den Oefen zu dampfen begann. Das nackte Fell ließen sich die Jünglinge ebenfalls von der Glut bestrahlen und wurden wieder warm und übermütig dabei.

„Wir gehen durch Wasser und Feuer an einem Tag — was willst du mehr?“

In der Schokoladenfabrik arbeitete viel junges Volk, Burschen und Mädchen. Jeden Morgen halb sieben Uhr trollte das munter an der Kontrolluhr vorbei in die alte Fabrik, in der es so famos roch: nach Kakao und Kaffee, nach Ingwer und Marzipan, nach Lebkuchen und siedeheißem Gemälz. Im Kesselhaus begann das Auspuffrohr sein asthmatisches Schnaufen und Keuchen, die große Transmission, die von der Triebmaschine her über den Hof in die Fabrik hineingriff, hub an zu tanzen, ein wilder Pfiff sprang an den Hauswänden hoch, und die

Arbeiter strömten von den Ankleideräumen nach den Arbeitsstätten. Die Knet-, Misch- und Rüttelmaschinen ließen ihre Gelenke funkeln und lärmten, in der Packerei klopften Dutzende von Männern, Telephone klingelten und Fahrstühle brummten.

Hans gefiel es hier besser als in der Molkerei. Nicht nur deshalb, weil hier mancher leckere Bissen aus Versehen in den Mund fiel, die Arbeit als Packer war kurzweilig und ließ manches freie Viertelstündchen. Es gab in den halbdunklen Speicherräumen, Kellern und Warenlagern ungezählte Winkel zum Plaudern und Ausruhen, dafür flogen dann die Nägel ins Holz der Kisten, und das vorgeschriebene Pensum wurde immer erfüllt. Morgens wurden die Bestellisten der über das ganze Reich verstreuten Filialen unter die Packer verteilt, die angeforderten Waren wurden aus den Speichern zusammengeschleppt, in die Kisten verpackt und gegen Abend dann verladen. Das war oft nicht leicht, und Hans mußte die Zähne zusammenbeißen, wenn ihm ein Zweizentnersack auf die Schultern geworfen wurde. Daß er die Last zwang und nicht schlapp machte, erhöhte sein Selbstgefühl, er spürte froh, daß er kräftig und gesund war.

Am liebsten lief er in den obersten Speicher, wo die Säcke mit den Kakaoschalen lagen, dort schwang er sich durch eine Luke auf das Dach und schaute über die Häuser hin. Der Februar hatte schon windigblaue Tage, die den Frühling ahnten und Hans Onfreders Augen sehnsüchtig machten nach den Fernen hinter dem Horizonte, in den sich die blanken Schienen des Bahndammes verloren. Die weißen Rauchfahnen der Züge zerflatterten und verwehten, das Pfeifen der Lokomotiven folgte noch in Schlaf und Traum.

Nur noch Wochen, dann würde auch Hans auf den Gleisen dahinrollen, viele Stunden lang, und erst dort einhalten, wo die Welt anders war.

Die Straße war voll goldenen Abendscheins, die Arbeiterfrauen standen vor den Türen der Häuser, Hans traf seine Mutter, als sie aus dem Torweg kam. Die Abendsonne fiel auf ihr müdes Gesicht, und mit einem Male empfand Hans, daß die Mutter an einem Kinde trug. Das stimmte ihn weich und wehmütig, er faßte sie unter den Arm: „Wir wollen spazierengehen, Mutter, komm!" Sie lebte auf und lief neben ihm so froh und stolz, als wäre sie ein junges Mädchen. Auf der Spielwiese hinter der Schule setzten sie sich auf eine Bank und sahen in das sinkende Sonnenlicht. Violette Vorhänge schleierten hinter brennendem Wolkengebälk, eine Wolke, dunkel und kühn wie ein Wikingerschiff, steuerte in die werdende Nacht, und abendselige Vögel schwangen sich in Schleifen vor der wehenden Lohe. Hans sah mit weiten Augen den Himmelsglanz auf der Mutter Gesicht. Er erschauerte vor der heiteren Gläubigkeit, mit der ihre Augen Gottes ewige Pracht grüßten, als sei dort ihre Heimat. Sie ist dem Himmel näher als mir, dachte er und sann darauf, wie er ihr eine Freude machen könnte. Es wurde finster, als sie zurückgingen, die Mutter fröstelte.

Ein Kino warf weißes Reklamelicht auf den Fußsteig. Hans wußte, daß die Mutter noch nie Lichtbilder gesehen hatte und ging mit ihr in den finsteren Saal. Sie war baß erstaunt, daß Photographien leben konnten, und lachte bis zur Atemnot über den drolligen Max Linder, der Porzellanläden umriß, auf einem Kinderwagen einen Abhang hinunterfuhr und, trotzdem ihn die halbe Stadt

verfolgte, nicht erwischt wurde. Ein Ansager begleitete das burleske Spiel mit Geschrei und Getöse.

Dahinter wurde ein Drama gegeben. Ein Kind bettelt seinen Vater, er solle ihm doch eine Puppe schenken. Dem Vater tut das Betteln seines kleinen Mädchens weh, aber er ist arm und kann ihm keine Puppe kaufen. Schließlich läuft das Kind von Hause fort und nimmt eine Puppe aus der Auslage eines Spielwarenhändlers. Es wird gefaßt und soll zur Polizei gebracht werden. Da erbarmt sich ein guter Mensch des Kindes, zahlt dem Händler die Puppe, und das kleine Mädchen ist nun sehr glücklich. Als die Kleine am Flusse mit der Puppe spielt, kommt ein Junge, nimmt ihr das Spielzeug weg und wirft es weit ins Wasser hinein. Das Kind läuft hinterher, wird von einem Erwachsenen aus dem Wasser gezogen und nach Hause gebracht. In wilden Fieberträumen verlangt es nach seiner Puppe. Der Vater macht sich auf den Weg nach dem Flusse, er geht so tief ins Wasser, als es möglich ist, ohne zu ertrinken, und fischt und sucht nach dem Spielzeug — schließlich mit Erfolg. Als er aber mit der Puppe nach Hause kommt, hat sich der Klavierspieler ans Harmonium gesetzt, und das Kind ist tot. Der Vater und der Ansager ringen verzweifelt die Hände, das Harmonium spielt einen Choral. Zum Schluß sitzt der Vater auf einem Grabhügel, drückt die Puppe an sich und lacht; denn er ist inzwischen verrückt geworden. Das Bild blendete ab, und der Ansager rief mit tränenerstickter Stimme: „Billett Nr. 6 ist abgelaufen!" Auch Mutter Onfreder hatte geweint. Jetzt rollte ein buntbemalter Film „Flußfahrt in der Bretagne", und die Musik spielte dazu:

Komm in meine Liebeslaube,
in mein Paradies;
denn in meiner Liebeslaube

4*

träumt es sich so süß.
Wenn in den Büschen
verliebte Heimchen . . .

„Das ist eine schöne Melodie, Hans." Sie tätschelte seine Hand. Auf dem Heimwege trällerte sie das Lied, und nun gewann es auch Hans lieb.

Am anderen Tage arbeitete die Mutter in der Waschküche. Hans schalt sie aus, weil sie bis an die Knöchel im Wasser stand, und es war doch Februar. In späteren Nächten erwachte er vom Stöhnen seiner Mutter, sie saß auf ihrem Bettrand und sagte: „Ach, es ist nichts . . ." Sie lief tagelang herum wie ein wundes Tier, bis der Vater sie zwang, mit ihm in die Klinik zu fahren. Ihre Füße waren schon so geschwollen, daß sie keine Stiefel mehr anziehen konnte und in Pantoffeln auf die Straßenbahn steigen mußte. In der Klinik brachte man sie sofort zu Bett, obwohl sie sich mit aller Kraft dagegen wehrte.

Sie quälte sich zehn Tage lang. Dann wurde ihr der Leib aufgeschnitten, aber das Kind lebte nur wenige Minuten. Als Vater Onfreder mit den Kindern sie besuchte, brannte sie im Fieber und redete irre. Nach einer Viertelstunde war die Besuchszeit abgelaufen, und Vater Onfreder trabte mit den weinenden Mädchen und dem traurigen Hans wieder heimwärts. Die öde Stille der Wohnung wurde ihnen aber zu grauenhaft, gegen Abend fuhr Hans mit dem Vater wieder in die Klinik.

Auf dem Korridor kam ein Arzt an ihnen vorüber, wandte sich halb herum: „Sie sind doch Herr Onfreder? Ihre Frau ist tot!" und ging weiter.

Der Alte taumelte und fiel zu Boden. Hans starrte mit aufgerissenen Augen in das grinsende Gesicht trostlosester Qual.

Drei Tage grauen Wehs vergingen. Der Alte hatte keine Zeit, den Kopf hängen zu lassen. Es gab so viel Vorbereitungen zu treffen . . . und dann die Kinder. Er hob sie früh aus den Betten, wusch sie, strähnte ihnen das Haar und flocht ihnen Zöpfe. Es wäre eigentlich gar nicht notwendig gewesen, denn das älteste der beiden Mädchen war über zehn Jahre hinaus und hätte sich und der Kleinen helfen können. Aber er tat es, weil ihn ein grenzenloses Mitleid durchschnitt, wenn er die Kinder nur ansah.

So war es, ehe er sich nur besann, der dritte Tag, daß die Mutter seiner Kinder gestorben war. Bei einem Trödler hatte er sich einen schwarzen Anzug geliehen, den legte er an, die Kinder trugen ihre dunkelsten Kleidchen. Mit der Straßenbahn fuhren sie durch einen kalten Vorfrühlingstag, der Himmel war voll milchigen gedämpften Lichts, die Bäume atmeten frisch.

In der Vorstadt mußten sie aussteigen und zu Fuß gehen. Es war eine neue schnurgerade Straße zum Friedhofe, der Fußsteig mit Steinchen gelegt, mit jungen Ahornbäumen weglang. Der Mann schritt gesenkten Hauptes fürbaß, die Kinder trippelten neben ihm her; er fühlte sich abgestoßen von der Gleichgültigkeit, mit der sich die Welt in Sonne wälzte und seine Sorgen ignorierte.

Am Friedhofstor saß eine unförmige Frau auf einem Schemel und schlief. Sie hatte gebundene Kränze vor sich und einen im Schoß liegen. Der Mann dämpfte etwas seinen Schritt, er fürchtete ihren Anruf wie einen körperlichen Schmerz. Die Kinder zogen die Luft durch die Nasenlöcher, starrten dumm und hilflos vor sich hin.

Dann roch es nach Verwesung. Weiße Blumen, von der Fäulnis angefressen, lagen zertreten auf den Fliesen der Totenhalle, ein Vogel stieß durch die Säulen, hin und wieder.

Die Tote lag mit tiefen Augen und spitzer Nase im weißen Kissen. Das größere Mädchen begann leise und monoton zu wimmern, mehr vor Angst als Trauer, die Augen der Kleinen wurden noch starrer und runder. Als Vater Onfreder den Kopf zur Toten niederbeugte, streifte ihn ein Geruch aus ihren Kleidern, den er kannte; so löste sich sein Schmerz, er zuckte zusammen und schrie durch die aufeinandergepreßten Zähne.

Da schlurfte jemand durch den Gang, es war die Leichenfrau. Sie überreichte ihm die Rechnung und lobte die gute Haltung der Verstorbenen, die allerdings noch vorteilhafter aussähe, wenn sie das Papierkleid erhalten hätte, das sie ihm offeriert hatte, das zu 12,50 Mk. Nach ihr erschienen die Träger, die sich Schnupftabak anboten, und der Pastor, ein junger stämmiger Mann mit englisch gestutztem Schnurrbart.

Der Sarg wurde zugenagelt, mit schallenden Schlägen, der Mann hatte sich jäh gewendet. So schritten sie langsam über den knirschenden Kies, die Träger voran, der Pastor und der Mann mit den Kindern. Die Luft war still.

„Die Glocke," fragte der Pastor, „hören sie die Glocke?" Ja, sie war zu hören, dünn und klanglos, zudem von weit her.

„Danke!" sagte der Mann kurz und sah nicht auf. Der Geistliche fragte nach der Verblichenen, nach ihren Gewohnheiten, nach dem Grunde ihres Todes. Das tat dem Manne wohl, er gab Bescheid.

Die Sonnenstrahlen fielen schräg über die Gräberreihen, die Schatten der Lebensbäume waren lang, ein kleiner Wind war aufgestanden und trug das Winseln der Glocke etwas eindringlicher herüber zum Grab. Die Kinder standen im aufgeworfenen Sand, das Gesicht der Sonne zu, mit großen fragenden Augen und offenen

Mündern. Der Pastor erzählte mit einer Getragenheit, die ihm noch schwer fiel, dasselbe von der Toten, was er vorhin vom Manne gehört hatte.

Der hatte den Kopf zwischen den Schultern wie einer, der friert. Dazu das Gesicht verkniffen, daß es schien, als grinse er vergnügt vor sich hin. Als er Erde in die Gruft geworfen, hatte er die Faust wohl nicht ganz geöffnet, denn sie war noch voll Erde, als der Pastor ihm die Hand drücken wollte.

Im milchernen Lichte lag die Straße heimzu.

Wenn er stehen blieb, sahen ihn die Kinder an und zogen ihn gelinde vorwärts, denn sie waren hungrig. Hans lief nebenher und sah nur immer das Gesicht der Mutter, das in den offenen Himmel wie in die nahe Heimat schaute.

Die Lichteimer der Bogenlampen schütteten orangefarbene Helle über die Bahnsteige, Dampfschwaden zogen durch die weite Halle, in deren Wandungen sich alle Geräusche versingen und wiederholten.

Kreischend zogen die Räder an. Noch einmal umfaßte sein Blick die alternde Gestalt des Mannes, den er einsam zurückließ, dann trat Hans vom Fenster zurück, der Zug stieß in die Nacht. Trüb schwelte die Gasflamme im Wagen. Rudi verstaute die beiden Rucksäcke, die alles enthielten, was sie besaßen, einige Paar Hemden und Strümpfe, etwas Wegzehrung, ein paar Hände voll Bücher. Die Räder schlugen eintönigen Takt, die Kindheit, ihre Heimat, ihre Vergangenheit, alles, was bisher gewesen war, versank hinter ihnen, vor ihnen lag die Zukunft, dunkel wie die Nacht, durch die sie eilten, und doch voll Schimmer und Glanz der Träume und Erwartungen, denen sie ihre Jugend verschworen hatten. Sie dachten an keinen Schlaf, die Augen brannten ihnen von der Lust, zu leben und zu hoffen; so heiß waren ihre Stirnen, daß sie ihre Köpfe an die kühlen Scheiben preßten, hinter denen die Finsternis in phantastischen Konturen vorbeirauschte.

Als der Morgen dämmerte, rosig-grau, näherten sie sich der Reichshauptstadt. In Wellen floß die Landschaft, Stationen kamen und gingen, erstes Vorgelände der Riesenstadt tauchte auf, einzelne Mietkasernenblocks, von Geländestreifen unterbrochen, dann endlose Reihe von Häusern, Fabriken, Lagerschuppen, die ersten Straßenbahnen — Berlin! Das Abteil hatte sich gefüllt mit Arbeitervolk, das den Geruch von Nachtschweiß und

Tabaksrauch mit hereinbrachte, dazu den Lärm fremden Dialekts.

Die erwachende Stadt nahm sie auf. In der Wartehalle hatten sie Kaffee getrunken, und nun schlenderten sie längs des Spreekanals dem Tiergarten zu. Die Göttin auf der Siegessäule blitzte in der Morgensonne, das Dach des Reichstages funkelte, Vögel zwitscherten im knospenden Gezweig der Anlagen, am Brandenburger Tor wirtschafteten die Straßenreiniger. Unter den Linden marschierte das geschäftige Früh-Berlin, eilende Kontoristinnen und junge Bureauleute, die ihren Handelsstätten zustrebten, Verkäuferinnen und Plakatmänner, Radfahrer, Zeitungshändler und behäbige Kaufleute mit dicken Ledermappen. Autobusse hasteten über den Asphalt, Kraftwagen bellten hintereinander her, Räder klingelten, Kutscher munterten ihre Gäule auf, und die Motoren der Straßenbahnen sangen. Die Rolläden und Türen der Geschäfte öffneten sich — wie zum Empfang der beiden Freunde, die der Rausch der Fremde durch die Straßen trug. So vergingen die zwei Stunden im Fluge, die sie für die Streife durch Berlin vorgesehen hatten, um keine Sekunde zu früh sprangen sie auf dem Lehrter Bahnhof in den Zug, der wieder ins grüne Land hinausrollte, wo die Wälder dämmerten, Fohlen in den Koppeln sprangen und die Telegraphendrähte unablässig am Fenster auf und nieder tanzten. Die Wagen waren vollgepreßt mit Auswanderern des Ostens, die in Hamburg aus den Zügen auf die Docks und von da ins Zwischendeck der Amerika-Schiffe gelangen wollten. Dicke Luft der armen Leute, Kindergeschrei und Müttergesang, heftiges Reden in unbekannter Sprache, sorgloses Gedudel einer Ziehharmonika. Draußen die helle Frühlingssonne auf märkischem Sand, grünende Birken, stille Gehöfte, weißes Gewölk. Frauen öffneten gleichmütig die Brust und stillten ihre Kinder, die darüber ihren lauten Weltschmerz

vergaßen, in einer Ecke wurden Karten gespielt, und wenn den Kleinen das Unvermeidliche ankam, hielt sie der treusorgende Vater aus dem Fenster. So wurde es Mittag und Nachmittag, die Stationshäuser sahen sich zum Verwechseln ähnlich — bis wieder städtische Balkons mit bunter Wäsche wirbelten, der Horizont sich verengte, Rauch und Dunst sich woben und der Zug in der brausenden Halle des Hamburger Hauptbahnhofes zum Stillstand kam.

Voll wohliger Müdigkeit strichen die Freunde durch den Hamburger Frühlingsabend. Glocken sangen, verliebte Jungpaare wandelten durch die Anlagen des Besenbinderhofes, auf dem Sportplatz flog der Faustball, verschwiegen dämmerte es, Lampen blitzten auf, die Mädchen und Burschen auf den Bänken rückten zusammen, auf einmal war der sanft lächelnde Mond am Himmel. Die Freunde kehrten zur Herberge zurück. Aus den weitgeöffneten Fenstern der Wirtsstube dröhnte mannhafter Gesang.

. . . so'n Pott voll Snuten un Puten
un'n teftig Stück von Swin,
Speckerfen un Bohnen —
ao Junge smeck dat fin!
Ao Junge, Junge, Junge — smeck dat fin!

Hans und Rudi summten den Refrain mit „Ao Junge, Junge, Junge . . ." und aßen dazwischen Grützwurst mit Brot und tranken helles Bier. Um zehn Uhr trieb die Herde in den Schlafsaal, der hohe Fenster hatte, durch die der Mond und die Bäume hereinschauten — alles recht und gut so.

Einen vollen Tag hatten sie Hamburg durchwandert, um Arbeit zu suchen. Am Arbeitsnachweis in der Nähe des Heiligengeistfeldes sah es trostlos aus. Hunderte von Arbeitslosen umlagerten das Tor vor der Er-

öffnung, die meisten warteten schon seit Monaten auf Zuweisung. Traurige und hoffnungslose Gesichter, zerrissene und verwetzte Kleider. Erst nach einer Stunde kamen die Freunde an den Schalter und erhielten eine gelbe Karte. Ob man bald auf Arbeit rechnen könne ...? Der Beamte lachte nur. So versuchten sie es auf eigene Faust, rannten von Speicher zu Speicher, von Fabrik zu Fabrik. Durch den Elbtunnel liefen sie zu den Werken von Blohm u. Voß, auf den Werften fragten sie herum — aussichtsloses Bemühen.

Abends hockten sie am Baumwall auf dem Kaigeländer und beratschlagten.

„Hamburg kann uns was, mein lieber Hans. Ich bin dafür, daß wir heute abend, solange es noch licht ist, im Hafen herumgondeln, uns dann in der Altstadt vergnügen und morgen früh die Landstraße unter die Beine nehmen. Bei den Bauern wächst Brot, vielleicht blüht uns in Bremen oder in Westfalen das Glück. In der Penne sind vier Mann, die morgen früh in die Heide wollen, denen schließen wir uns an."

Sie liefen der Stelle zu, wo die Jollenführer anlegten. Von den Docks her dröhnte und hämmerte es, die Schreie der Schiffspfeifen hallten über das Wasser, weit hinten lagen Amerikafahrer und heulten mit ihren Sirenen wie riesenhafte vorsintflutliche Tiere. Die Sonne schwebte, ein roter Ball, im ziehenden Rauch.

Der Jollenführer, mit Arbeitsvolk gepreßt überladen, legte an, schwere Stiefel trampelten über die Balken der Landungsstelle, dann sprudelte wieder die Schraube, und am Bug, wo Hans und Rudi standen, rauschte die Flut mit weißem Gischt, daß der Wasserstaub ihre Gesichter näßte. Wie sicher doch das Kleinzeug der Boote, Schaluppen und Jollen durcheinanderschoß, auf dem durchwühlten Wasser sprangen glitzernde Lichter. Von Zeit zu Zeit legte das Schiff an, am Seemannsheim, am

Baakenhöft, überall tobte klirrende, ächzende, fiebernde Arbeit. Im Segelschiffhafen wurde es etwas stiller, da lagen Zwei-, Drei- und Viermaster, um die Rahen taumelten weiße Möwen, hier wehte die Romantik Gerstäckerscher Erzählungen, die Hans in seiner Schulzeit verschlungen hatte. Wie gern wären sie jetzt an Bord einer Brigg gestiegen, um morgen die Außenelbe hinauszugleiten in die dunkelgrüne Nordsee . . .

Nach einer Stunde war ihr Groschen abgefahren, sie liefen über den Baumwall im gemachten Seemannsbreitschritt und spuckten den Saft eingebildeten Priems. Ueber der Altstadt prangten die Sterne, aber die sah niemand der Tausende, die sich durch die engen Gassen schoben. In den Bratküchen der Niedernstraße standen breithüftige Köchinnen mit schmierigen Schürzen und warfen die siedenden Kartoffelpuffer auf die andere Seite. Aus den Kneipen scholl Trompetentrara und Dudelmusik, und auch die Heilsarmee hatte hier ihr Quartier, ein Lichtkasten glühte blutrote Buchstaben in die Dunkelheit: „Jesus rettet — Jesus hilft!"

Hans und Rudi traten in ein Lokal, wo kurzröckige Musikantinnen auf langen Trompeten den Hohenfriedberger Marsch herunterschmetterten. Mit Mühe fanden sie noch Platz. Trüb schwelte der Rauch um die Lampen, am Büfett stand ein dicker, fauler Wirt, blickte dösig auf seine Bierherde und ließ die Unterlippe herabhängen. Vor dem Büfett lehnte ein baumlanger englischer Schiffer, kippte einen Branntwein nach dem andern hinunter und nöhlte, als die Trompeten schwiegen: „It is a long way to Tipperary . . ." Die Schnäpse schienen sein Kraftgefühl enorm zu steigern, er krebste mit den Armen in der Luft herum und brüllte: „Goddam! I shall beat you . . ." Der Wirt kniff ein Auge zu und sagte: „Go home, Jonny!" Jonny gote aber nicht

home, sondern trat an einen der Tische und schlug dem nächsten der dort sitzenden Männer ins Gesicht. Im Nu war die Keilerei fertig, sechs Mann rannten gegen den Engländer an, dessen Arme wie Windmühlenflügel arbeiteten. Jonny blieb Sieger. Einer der Geschlagenen rief: „Ich werde den dicken Max holen!" und rannte weg.

Der Wirt wollte Jonny keinen Schnaps mehr geben, aber Jonny goß sich selbst ein, alles war auf die Weiterentwicklung der zweifellos handfesten Angelegenheit gespannt; denn es dauerte nicht lange, dann kam ein Mann mit einem Bullenhals herein, der wie ein einziger Muskel aussah. Max wurde mit hellem Gejohle begrüßt und schien schon im Bilde zu sein. Er trat an die Bar, ließ sich einen Schnaps geben und faßte den langen Jonny ins Auge. Der Engländer merkte etwas, hob den einen Windmühlenflügel und gab Max eine Maulschelle. Die Biermeute johlte. Max griff sofort an und schlug Jonny die Faust unters Kinn, daß es krachte. Dann hakte er den Engländer unter und hob ihn aus. Der ankerte noch mit den Armen und schlug Max auf den Kopf, bis dieser schließlich den Jonny sackte und durch die Fensterscheibe auf die Straße warf. Das gab ein frenetisches Hallo. Der Engländer blutete wie ein Schwein, auf der Straße lief alles zusammen und lachte, das Lokal füllte sich zum Brechen, und während Jonny auf die Rettungswache gebracht wurde, feierte man Max als den König des Abends. Der Wirt machte nicht das schlechteste Geschäft dabei, denn die Fensterscheibe war versichert. Der Schnaps floß in Strömen, und ehe sie es sich versahen, hatten die Freunde einen Rausch.

Als sie auf die Straße traten, wackelten die Häuser, und die rote Heilsarmeelaterne hatte sich verdoppelt. In der Mohlenhofstraße griffen die Huren nach ihnen und versuchten, sie in die schwarzen Toreingänge zu ziehen, doch sie rissen sich mit scheuem Gelächter los, kanteten

hart Backbord die Steinstraße entlang und landeten schließlich an der Außenalster.

Sie zählten vier Monde; die Sterne tanzten, als wäre der ganze Himmel betrunken. Die Lichterschlänglein auf dem Wasser ringelten sich ebenfalls höchst animiert, und Rudi sagte nur immer wieder mit dem Ausdruck maßlosen Erstaunens: „So ein Zustand! So ein Zustand!" Schließlich fanden sie eine Bank und spannen phantastisches Garn.

„Ach, Rudi, ich höre die Sterne sausen. Wir sind die heimlichen Könige von Europa . . ."

Rudi seufzte tief: „Ach ja, das sind wir beinahe . . ." Stand auf, taumelte zum Geländer und kotzte ins Wasser.

Die Landstraße von Hamburg nach Bremen ist schnurgerade, sie rollt unter den Füßen ab wie ein Treibriemen.

Die Freunde waren in bunte Gesellschaft geraten. Da war zuerst ein Jüngling aus Meißen an der Elbe, etwa im gleichen Alter wie Hans. Er war zu Hause ausgerissen und führte die Reste der Portokasse eines Kolonialwarenhändlers bei sich. Sein Plan war gewesen, als Steward auf ein Schiff zu gehen, was fehlgeschlagen war. Jetzt wußte er selbst nicht, wo er hin wollte, er fiel von Angstzuständen in solche ausgelassenster Albernheit. Die Kleiderreserven baumelten in einem Pappkarton auf dem Rücken herum. Der zweite Gefährte, ein Tischler aus Rostock, war der Sehnsucht verfallen, als feiner Mann zu gelten. Er kniff sich Falten in die Hosen und besaß ein Rasierbesteck, das jeden Morgen in Funktion trat. Sein Herz gehörte den Frauen, und wenn man ihm glauben durfte, hatte ganz Rostock bei ihm geschlafen, soweit es jung und schön und weiblich war. Ein Schneider war auch dabei, der sich wie ein Mädchen benahm. Als bemerkt wurde, daß er ein Korsett trug, nahm es des

Aufziehens kein Ende, und er wurde Amanda getauft. Sein bester Freund war Paul, ein gelernter Eisendreher, der nach seinen eigenen Angaben in die Welt zog, um das Schwein aufzuspüren, das die Arbeit erfunden hatte. Die Landstraße war schon seit Jahren seine Heimat, und er spielte sich darum, und weil er der älteste war, als Vater vom Ganzen auf. Jedenfalls war er der Schrittmacher, der peinlich darauf hielt, daß jeden Tag der vorgefaßte Streifen abgelaufen wurde, weil „alles in der Welt seine Ordnung haben müsse". Die „beiden Grünen" schloß er in sein Herz, und die Freunde schätzten ihn nicht minder, nachdem sie ihn als einen eigenartigen und kurzweiligen Gesellen erkannt hatten. Paul beschäftigte sich mit Gedanken, die niemand in dem Landfahrer gesucht hätte, er hatte sonderbare Anschauungen vom Dasein, aber die waren wohlbegründet und in langem Nachdenken erworben. Die Wanderschaft ging ihm über alles, er war ihr verfallen, sie war ihm Vorbedingung zum Leben, wie Luft und Essen und Trinken. Daß die Landstraße sein Schicksal war, das er mit dem Ernst des Mannes liebte, bewies schon sein Dahinschreiten, er hatte den weiten, beschwingten, ewig gleichen Schritt des geborenen Wanderers. Die Arbeit haßte er, wie er die Arbeitenden haßte, die Bürger, die Bauern, die Tagelöhner. Nur Wanderer, Kinder und Tiere liebte er, Blumen, Bäume und Berge und das große lockende Unbekannte hinter den Horizonten, dem er sich verschworen hatte. Seinen Beruf hatte er sicher schon längst vergessen. Wenn ihm Arbeit angeboten wurde, antwortete er höhnisch: „Arbeit würde mir Spaß machen — aber ich bin kein Freund von Späßen . . ." Das brachte ihm oft arge Beschimpfungen ein, über die er lachte: „Ich lasse ihnen den Glauben, daß sie besser sind als ich, sonst machen ihnen ihre Sorgen keine Freude mehr." Dabei war er nicht einmal faul oder lässig, er hielt sein altes Zeug, so

gut es ging, in Schwung und konnte, wenn es darauf ankam, geschickt und geschwind zugreifen. Seine hellen Augen suchten und fanden immer etwas Neues, und es war erstaunlich, wieviel Kenntnisse er sich durch unmittelbare Anschauung erworben hatte.

Im warmen, lichtvollen Mittag, der sie müde machte, bogen die Gesellen in ein Wäldchen ein und warfen sich ins Gras. Insekten summten im Heidekraut, kein Laut rührte sich. Paul und Hans setzten sich abseits der anderen auf den gefällten Stamm einer Birke.

«Was wollt ihr denn auf der Landstraße, Hans? Wie es euch ergehen wird, kann ich euch sagen. Ihr seid jung und könnt euch nicht mit dem Schicksal abfinden, das dem armen Teufel beschieden ist: lebenlang zu arbeiten, ohne etwas für sich zu erreichen. Ihr bildet euch ein, irgendwo in der Welt sei es anders, aber ihr irrt euch. Es wird überall mit Wasser gekocht. Ueberall stehen die ekelhaften Maschinen, die ihr in Gang halten müßt, wenn ihr etwas zu fressen haben wollt. Monatelang müßt ihr arbeiten und sparen, damit ihr wieder für einige Tage auf die freie Straße könnt — es sei denn, ihr wollt Landstreicher werden, doch dazu gehört ein besonderes Zeug. Was ihr vom Leben erhofft — und ich weiß, wo ihr hinauswollt —, bringt die Vagabondage nicht ein. Der Kampf mit Hunger und Kälte, mit Bütteln und sonstigem Ungeziefer ist nicht jedermanns Sache, am wenigsten die eure. Man muß da etwas Entscheidendes hinter sich haben, was ausreicht, mit dem Dasein, auf das ihr zuwollt, ein für allemal zu brechen. Es wird wenig Zweck haben, dir zu erzählen, was mich zum Landstreicher gemacht hat, es ist eine furchtbar einfache und einfach furchtbare Geschichte, aber du bist ein zu junger Hund, um sie zu verstehen; ich spreche auch nicht gern darüber. Nicht weil ich fürchte, daß du mit dem Uebermut, den junge Hunde an sich haben, darüber lachen

könntest — es trifft mich nichts mehr —, aber ich sehe deinen Weg vor mir, du bist ein anderer Mensch als ich, und es wird dir anders ergehen. Einmal war ich euch ähnlich, und darum habe ich euch beide sehr gern. Was euch herumtreibt, sind die jungen Säfte in euch, und die werden euch bald in Ruhe lassen, wenn ihr euch zu den Frauen gefunden habt. In einer der Städte werdet ihr hängen bleiben und wieder seßhaft werden, und dann gehört ihr bald zu den Bürgern ohne Geld, die sozialdemokratisch wählen und in Versammlungen Krach machen, weil sie nicht den vollen Ertrag ihrer Arbeit erhalten. Ich finde das ganz natürlich, aber es ist nicht meine Sache. Dazu gehört, daß man einer von den vielen ist, von denen man sich nicht lösen kann und will — die mich für mein Teil weniger angehen als die bunte Fliege, die sich eben auf meinen Aermel gesetzt hat . . ."

Hans war verwirrt, er wollte etwas sagen, dann sah er des anderen Gesicht, das trotz der harten Furchen voll einer fremden klaren Schönheit war, und er schwieg. Paul stand auf und ging zur Straße hinüber, wo er stehen blieb, Hans folgte ihm nicht, sondern ging zu Rudi. Der döste in den Himmel und kaute an einem Halm.

„Morgen sind wir in Bremen, Rudi, was wollen wir dann beginnen?"

„Offen gesagt: so schön das Wetter ist, ich möchte es mit Gewalt versuchen, Arbeit zu finden. Es fällt mir schwer, bei den Bauern herumzufechten, deren Verachtung mich niederdrückt. Heute morgen brachte mir ein blondes hübsches Mädchen ein Stück Brot. Ich wagte sie nicht anzusehen, wie gerne hätte ich ihr die Hand geküßt, wenn mir nicht der Mut dazu gefehlt hätte. Wäre ich allein gewesen, so hätte ich mich als Knecht verdungen, bloß weil ich mir so lebhaft vorstellte, wie schön ein Abend wär', da ich mit einem Mädchen an den Feldern entlang streifen könnte . . ."

Paul pfiff von der Straße herüber, und die Kumpanei brach auf. In Hügeln gewellt, wie ein erstarrtes braungrünes Meer lag die Heide zu beiden Seiten der Straße. Landfahrer kamen ihnen entgegen.

„Servus, Kunden! Wie weit ist es noch bis Bremen?"

„Ein halber Tag und eine ganze Nacht."

„Wie sind die Bauern?"

„Schlimmes Pack. Vor dem zweiten Dorf, in das ihr kommt, nehmt euch in acht. Dort hat ein Kunde vor einer Woche ein Mädchen mit Gewalt umgelegt. Jetzt halten die Kuhschinder die Prügel bereit. Der Blechreiter hat ein Rad, und wenn er euch laufen läßt, so bloß darum, weil das Spritzenhaus schon voll ist. Morgen geht wieder ein Trupp nach der Schenigelwinde. Servus!"

Sie trabten weiter. „Wir machen einen Bogen um das Kaff", entschied Paul.

Am Abend hatten sie das Dorf umgangen und kamen wieder auf die Landstraße zurück. Der Wind war kühl geworden, und die Sterne glommen fern und kalt. Müde torkelten die Kunden hintereinander her. Amanda sang mit hoher dünner Stimme:

„Als wir einmal in Hamburg waren,
sind wir im grünen August gefahren.
Da brachten sie eine ins Verließ,
weil sie ihre Titten aus dem Fenster hängen ließ ..."

Er hörte bald wieder auf, weil ihm die Kälte die Zähne zusammenschlug. Ein Zug mit hundert hellen Fenstern fegte am Himmelsrand dahin.

Kurz vor Mitternacht erreichten sie ein Dorf. Im Wirtshaus dengelte Tanzmusik. „Richtig," sagte Rudi, „'s ist Sonntag heute." Knapp hinter dem Dorfe lag die kleine Bahnstation. Die Kunden wollten es sich im Warteraum bequem machen. Da kam ein Eisenbahner

und brüllte: „Was fällt euch ein, hier ist keine Penne. Schert euch weiter!"

„Fährt heute noch ein Zug?" fragte Hans.

„In einer halben Stunde der letzte, ein Personenzug nach Bremen." Die Freunde zählten ihre letzten Groschen, es fehlten zwanzig Pfennige. „Da habt ihr sie", sagte Paul und reichte ihnen die Hand: „Servus, Kunden!"

„Servus, servus . . ." Paul und die drei anderen liefen wieder hinaus in die Nacht.

Und wieder die Landstraße. Zwei Tage hatten sie in Bremen verbracht. Hatten vor Roland dem Riesen gestanden, den Lärm der Baumwollbörse beobachtet, im Rathaus die verräucherten Modelle alter, stolzer Kauffahrteischiffe bestaunt. Hatten auf der Brücke gestanden und ins gelbe Wasser der Weser geschaut. Von der Gewerkschaft konnten sie Zehrgeld erhalten, wofür sie einen langen Schlaf taten und sich satt aßen, aber an Arbeit war nicht zu denken gewesen.

Nun schritten sie an den grünen Marschen entlang und waren schon froh, daß das Wetter heiter blieb. Geld hatten sie keins mehr, sie mußten fleißig ansprechen. Das fiel ihnen jetzt leichter. Sie machten sich wenig daraus, wenn ihnen eine Tür zugeschlagen wurde. Es fehlte nicht an lustigen Zwischenfällen. So standen sie einmal vor dem Hause eines Dorffleischers und schauten durch das geöffnete Fenster in die Wohnstube, wo der Meister mit seiner Familie am Kaffeetrinken war.

„Verdammte Landstreicher," polterte der Schlächter vom Kaffeetische her, „seht zu, daß ihr vom Fenster wegkommt, ihr Bissenzähler, sonst fliegt euch etwas an den Kopf!"

Hans bekam es mit der Frechheit. „Ihr habt gut reden, Meister. Ihr habt euch einen dicken Bauch zurechtgefressen und wißt nicht, wie unsereinem zumute ist."

„Du bist das frechste Aas, das mir jemals in den Topf geguckt hat. Wollt ihr euch jetzt endlich scheren?"

„Wir denken nicht daran. Jetzt gucken wir solange zu, bis wir satt sind."

„Pauline — was sagst du dazu!" Pauline sagte gar nichts. Pauline war einfach sprachlos. So entstand eine Pause, bis der älteste des Nachwuchses meinte: „Hau sie aufs Maul, Vater!" Der überlegte.

„Kommt mal in den Laden, ich will euch eine Leberwurst geben."

„Mach' ich", sagte Hans und ging vorn in den Laden. Rudi blieb vorsorglich draußen und wartete das Weitere aus gemessener Entfernung ab. Der Schlächter kam in den Laden und schüttelte den Kopf. „Du bist ein selten frecher Hund. Soll ich dich um die Ohren schlagen?"

„Das werdet ihr nicht tun, Meister; denn ich habe euer Wort, daß ihr mir eine Leberwurst schenken wollt . . ." Jetzt lachte der Fleischer und gab ihm die Wurst. „Nun pack dich aber ..." Und Hans packte sich.

Drei Minuten später lagen Hans und Rudi im Straßengraben, sahen in die ziehenden Frühlingswolken und aßen die Wurst. Wenn der Mensch satt ist, wird er müde, und wenn nicht ein großer Hund so laut gebellt hätte, der einen Karren an ihnen vorüberzog, wären sie von der Nacht überrascht worden. So aber glimmte das Abendrot, als sie aus dem Graben stiegen und die schlafrostigen Beine wieder in Schwung brachten. Nebel schleierten über die Wiesen, das Gelände wurde grau, die Fernen verloren sich. Eine seltsame Stimmung ergriff die beiden. Ein Wasser, das sie nicht sahen, murmelte in die Stille, ein Kruzifix ragte im Dunst, und Feuchtigkeit legte sich auf die Gesichter. Unwillkürlich liefen die Freunde schneller, Sehnsucht packte sie nach Licht und Wärme. So erreichten sie ein kleines Wirtshaus. Sie traten in die Stube, in der kein Gast weilte.

Eine alte freundliche Frau kam herzu, und sie baten um einen Trunk. Die alte Frau füllte ihnen zwei Gläser mit Bier und setzte sich mit an den Tisch. Die Freunde erzählten von der Wanderschaft und von ihrer Heimat, das alte Weiblein hörte ihnen zu und sagte schließlich, daß sie für die Nacht dableiben könnten. In der Stube, in die sie geführt wurden, stand ein breites, wohlbezogenes Bett, und an der Wand hing das Bild eines jungen Menschen. „Das ist mein Sohn," sagte die Alte leise, „er ist vor zwanzig Jahren in die Welt gegangen und ist nicht wiedergekommen." Dann wünschte sie eine gute Nacht und ging hinaus.

Ein Hahn weckte die Wanderer, sie wuschen sich und liefen in die Wirtsstube. Die alte Frau war noch nicht da, so riegelten sie die Hintertür auf und gingen in den Hof, wo sie einen Sägebock neben Holzstapeln entdeckten. Die Aermel wurden aufgekrempelt. Rudi sägte die Scheite, und Hans schwang das Beil. Nach einer Stunde kam die Alte in den Hof und freute sich. Sie schlug den beiden Eier in die Pfanne, die aßen sie zu schwarzem Brot und tranken warmen Kaffee dazu. Schließlich brachte die Alte noch zwei handfeste Stöcke herzu. „Sie sind von meinem Jungen. Er wird sie sich doch nicht mehr holen" — und sie winkte und nickte hinter den Freunden her, die in die steigende Sonne marschierten.

Ueber Osnabrück waren sie nach Münster gelangt. Ihr Ziel war das westfälische Industriegebiet, überall hatten sie gehört, daß sie auf den Hütten und Zechen bestimmt Arbeit finden würden. In der Münsterschen Herberge war eine gediegene Zunft beisammen, ein Gitarrenspieler wußte alle Lieder, die auf den Landstraßen zwischen Mosel und Weichsel, Eider und Save gesungen werden — und das ist allerhand. Am schönsten war es im Schlafsaal. Wenn der Vizeboos das Licht verlöscht hatte, ging das

Geschichtenerzählen los. In der Dunkelheit waren die Stimmen und Seelen anders als am Tage, klarer und voller. Die Alten hatten so viel erlebt, und die Jungen hatten so viel vor, und weil sie aus allen Richtungen der Windrose hergekommen waren und weil ein jeder eine andere Philosophie hatte, gab es nichts Kurzweiligeres, als diese Gespräche im Finstern. Da waren bekannte Gestalten, die jeder alte Kunde kannte, der verlumpte Baron, der den Rhein, und der Heiland, der die Landstraßen zwischen Mailand und Neapel unsicher machte. Da wurde der Direktor des Dresdener Arbeitshauses lobend erwähnt oder der Boos in der Wiener Penne Pokorny durch den Kakao gezogen. Man pries die Bauern von Schleswig und sprach mit Verachtung von den sächsischen. Die Jungen schwärmten von Erlebnissen mit hübschen Mädchen, die Alten von guten Mahlzeiten. Einer war in der Fremdenlegion gewesen und wollte es bis zum Korporal gebracht haben; er schimpfte auf die Araberweiber und kannte ein Dutzend französischer und spanischer Flüche. Es machte ihm Vergnügen, die verschiedenen Trompetensignale nachzuahmen, und das gelang ihm so gut, daß man für Augenblicke glauben konnte, in einer Kaserne von Sidi-bel-Abbé zu liegen und nicht in einer Penne des Münsterlandes. So schimmerten einmal die Terrassen von Triest, dann wieder die Türme von Kopenhagen oder der ewige Schnee des Gotthard in die dumpfe Herbergsnacht, und verwehte sehnsüchtige Seelen grüßten sich wie Schiffe, die aneinander vorüberfahren.

Hinter Münster, an der Straße nach Hamm liegen zwei Klöster. Lange Wege, an dunklen Bäumen vorbei, führen zu den Pforten. Das Tor des Nonnenklosters war verschlossen, bei den Mönchen aber wurde ihnen geöffnet, und ein seltsam schöner Mann gab den Freunden Milch und weißes Brot. Während sie aßen, klang eine

Orgel zu tiefem Männergesang, ein Hauch weltfremden Friedens umwehte sie und machte sie still. Hans dachte, ob wohl auch für ihn einmal eine Zeit kommen würde, da er sich nach einem solchen Haus und so frommer Gemeinschaft flüchten müßte, wo er singend und auf Gott schauend das Ende seiner irdischen Tage erwarten könnte. Das waren die Gedanken, die von diesen Mauern ausströmten: das Leben flieht wie ein Traum, ist nur eine Gebärde, die sich selbst nicht kennt. Im Nebenraum sprach eine hohe Männerstimme langsam und laut:

> Was ist einer, was ist einer nicht?
> Eines Schattens Traum ist der Mensch.
> Doch wenn ein Strahl von Gott auf ihn fällt,
> dann ist ein heller Glanz um den Mann
> und ein seliges Leben . . .

Lange noch schwangen diese Worte in Hans nach, sie zitterten zwischen den Sonnenstrahlen, die auf den Feldern lagen, atmeten aus den grünen Bäumen und klangen aus den Mittagsglocken.

Die Landschaft veränderte sich. Wie Titanen, die sich aus der Erdkruste herausbrachen, tauchten Hochöfen auf, rußige Essenwälder mit schwarzem Gewölk, Fördertürme, auf denen die Seilräder sirrten, Schachthäuser mit singendem Läutewerk. Hohe Seilmasten standen im Land und reichten sich schwebende Karren zu, gefüllt mit Kohle und Erz. Holprige Gleise glänzten durch die Felder, rote Koloniehäuser lösten die Gehöfte ab. Hamm, die schwarze Stadt, rückte heran und brüllte mit Dampfsirenen den Wanderern entgegen. Trostlose, häßliche Straßen nahmen sie auf, umkrallten sie: hier müßt ihr bleiben und euren Schweiß lassen, arbeitet oder hungert! Eine graue Schicht legte sich über alles, über Steine und Gerät, über Gesichter und Seelen. Hier stöhnte und ächzte alles mit müder

Erregtheit, das Eisen und die Menschen, die ineinander vernietet waren und sich ohne Maß und hoffnungslos hassen mußten.

Es heißt, daß der Weg zum Himmel ein schmaler, die Straße zur Hölle ein breiter sei — breit ist die Chaussee, die aus der Stadt hinaus nach den Zechen Radbod und de Wendel führt. Wie langleibige Raubkatzen liegen die Zechengebäude vor den Schächten, die sie auswühlen, und fauchen aus ihren Essen funkende Gier. Die der Erde entrissene Kohle häuft sich zu Bergen und wandert rastlos in das Land hinaus.

Hans und Rudi stellten sich bei der Arbeiterannahme. Der Bergbau braucht immer neue Menschen zum Verschroten. Drei Tage Tagbau, dann Einfahrt in die ewige Nacht. Doch vorerst sollten sie zur Stadt zurück zur Untersuchung des Stuhlgangs, Wurmkranke wurden nicht eingestellt. Mit dem Untersuchungsschein in der Tasche traten sie den Rückweg an, mitgespült von dem schwarzen Strom der Grubenarbeiter; denn es war gerade Schichtwechsel. Der Abendschein lag auf den Kaminen, die wie blutige Götzen leuchteten. Ein unheimliches Schlachtfeld, dachte Hans.

Mit einemmal riß es beide fort, sie liefen immerzu, durch die Stadt, über sie hinaus, in die Nacht hinein. Fort, nur fort!

Doch das Revier hatte sie und ließ sie nicht mehr los. Ueberall blitzten die Lichter der Werke, flammten die Oefen in die Sterne hinein, von überall her dröhnte und stöhnte der Kampf mit den Gewalten der Erde. Müde und frierend schlotterten sie dem Tagwerden zu. Sie schämten sich ihrer Feigheit, erkannten die Unentrinnbarkeit des Schicksals und nahmen sich vor, in Dortmund Arbeit zu ergreifen. Hart ist die Welt und will mit harten Händen bezwungen werden.

Arbeiterkinder tummelten sich auf den Wegen der Kolonie. An den Zäunen Gruppen von plaudernden Frauen. Das Werk polterte und zischte.

Eine kleine Hand griff nach Hansens Rock. Er lachte und hob das Kind auf den Arm: „Wie heißt du denn?"

„Kathrinchen . . .", piepte die Kleine fröhlich und zupfte an Hansens Krawatte. „Bist du nicht ein neuer Onkel?" Hans nickte ernsthaft. Da lief eine Frau hinzu, lächelte und sagte: „Sie schmiert sich immer an, die Deern, und hat schon eine Reihe Onkels, hauptsächlich wegen Bonbons. Sie scheinen fremd zu sein, suchen Sie jemand?"

Die Frau hieß Pierkämper, ihr Mann war Vorarbeiter auf dem Werke, und sie hatte ein Bett für zwei Mann frei. Die Freunde steckten die Beine unter einen neuen Tisch, auf dem kräftiges Essen geliebt wurde. Pierkämper war ein umgänglicher Mann, er riet ihnen, in der Kokerei zu arbeiten, wo er selbst beschäftigt war. Nach dem Abendessen gingen sie auf ihr kleines Dachzimmerchen und hockten sich ans Fenster. Ueber den Oefen loderte Flammenschein, drinnen aber rumorte, klirrte und stampfte es wie in einer Höllenküche.

Rudi lachte hellauf. „Hunde, die viel bellen, beißen nicht. Warum sind wir in Hamm eigentlich ausgerissen?"

„Es hat an der Luft gelegen . . ."

„Das meine ich beinahe auch. Aber laß man. Wer weiß, für was es gut war. Verachte mir die Instinkte nicht, sagt mein Vater immer. Hier werden wir ein Weilchen bleiben; denn es ist nicht gut, daß der Stiefel

keine Sohle habe — und wenn wir Silber in der Tasche haben, soll das Walzen eine Freude sein. Und jetzt auf in die Betten!"

Die Bude des Obermeisters lehnte am Abhang eines alten Schlackenhügels inmitten der Werksanlagen. Ein Dutzend Arbeiter, darunter Rudi und Hans, saßen auf dem Geländer vor dem Häuschen und warteten auf den Alten. Vor ihnen toste die Arbeitswelt. Die Oefen ragten wie die stolzen Türme einer Raubritterburg, in den Maschinenhallen schleierten gewaltige Schwungräder, eine Unzahl von Kesseln brachten mit ihrer Hitze die Luft zum Zittern, dazwischen ein Gewirr von Röhren und Gestänge, Seilbahnen, Brücken und Geländern. In Fronten hingereiht die Hunderte schmaler Koksöfen, aus denen die weißglühende Kohle brach, übereinander fiel und in Dampfschwaden verglomm. Arbeiter sprangen vor den glühenden Haufen herum, als tanzten sie, von den Rampen polterte die Kohle in die Hängeloren und schwangen sich an bebenden Seilen zu den Hochöfen hinauf.

„Psia krew — wie lange soll man hier noch warten", brummte einer. Als sie in die Bude gelassen wurden, maulte der fette Obermeister: „Nehmt das Rauchzeug aus der Schnauze." Eingestellt wurden alle. Nur eines war vom Uebel: Hans und Rudi mußten sich trennen, sie wurden wechselnden Schichten zugeteilt.

Morgens um die fünfte Stunde zerrissen die Schreie der Werkpfeifen Schlaf und Traum. Hans warf die wohlige Wärme des Bettes von sich, das kühle Waschwasser vertrieb den letzten Rest von Schläfrigkeit, in der Küche machte bereits Frau Pierkämper den Kaffee heiß. Aus allen Häusern trabte es heraus auf schweren Schuhen, fand sich zu Scharen am Hauptweg und mündete wie ein Bach in den Menschenstrom, der an der

Mauer in die Riesentore eindrang und die Arbeitshallen mit tobendem Lärm erfüllte. In der Garderobe kleidete sich Hans um, fuhr in die Holzschuhe, die man auf den heißen Platten der Rampe brauchte, holte sich seine Kohlengabel aus dem Schuppen, und wenn das Signal des Schichtwechsels ertönte, hatte er gerade noch Zeit, Rudi die Hand zu drücken, dann zischte die Gabel unter den Koks. Eine hetzende Arbeit begann, denn die Wagen mußten gleichmäßig schnell gefüllt werden, und es waren schwere Kerle dabei, Belgier und Polen, die im Akkord trieben. Die ersten Tage war es Hans, als wollte ihm die Arbeit die Muskeln zerreißen, er biß die Zähne zusammen, und es ging. In der Mittagspause brachte Frau Pierkämper den „Henkelmann", ein zweitöpfiges Gestell mit Fleisch und Gemüse. Nie hatte Hans einen solchen Appetit verspürt, der heiße Körper riß die Nahrungssäfte nur so an sich. Ein kurzes Verdauungsdösen — dann sprang die Arbeit wieder an. Um sechs Uhr rannten die Arbeiter unter die Duschen, wohlig kühlte das Wasser und schwemmte Schweiß und Dreck vom Leibe.

Nach dem Abendessen setzte sich Hans in das Koloniegärtchen und spielte mit Katharinchen, oder er lauschte auf die Müdigkeit, die in ihm summte und sang, bis sie ihn ins Bett lockte. Nur selten ging er in die Kneipe, weil ihn das Bier in heftige Träume jagte und am Morgen ohne Kraft erwachen ließ.

Ueber Sonntag wechselte die Schicht. Hochzeit nannte man den vierundzwanzigstündigen Arbeitstag, der am Sonntag morgens um sechs begann und am Montagmorgen sein Ende fand. Wenn es dunkel wurde, kam die Müdigkeit, aber unaufhörlich rollten die Karren heran und wollten Kohle fressen. Dumpfer wurde das Gehirn, der Körper arbeitete automatisch, der Glutschein fiel auf stumpf verzerrte Gesichter, ein wüster Schmerz wühlte im

Hinterkopfe. Wenn die Sirenen Mitternacht anzeigten, fiel das Werkzeug aus verkrampften Händen, im Halbschlaf wurde Brot hinuntergewürgt, und bald begann die Qual von neuem. Das Morgenlicht spülte auf fahle Wangen und trübe Augen — und das Bett krachte, wenn sich Hans hineinfallen ließ.

Der freie Sonntag, der dann folgte, gab ihm Freude und Lebenslust zurück. Dann lief er in den Wald, ein Buch unter den Arm geklemmt und konnte das Werk so gründlich vergessen, daß er es bei der Heimkehr neugierig und verwundert betrachtete. Er war zufrieden mit sich, weil ihm sein Ausharren eine Bestätigung der Kraft war, eine Prüfung, die ihm das Glück des Selbstvertrauens verlieh. Er konnte also, was er wollte, und wenn man sich selbst hat, kann einem so leicht nichts geschehen. Natürlich würde er hier nicht bleiben, warum sollte er es auch — aber das Leben hatte einen volleren Klang, wenn es Tiefen und Härten kennt, keine Lerche hatte ihm je so hell gesungen wie die über dem westfälischen Weizen.

Da geschah eine vorzeitige Wendung. Eines Morgens um die vierte Stunde überstauchte sich Hans die linke Hand, die dick anschwoll. Er konnte nicht weiter arbeiten und siedelte ins Hüttenhospital über, das vor der Stadt lag. Anglikanerinnen verpflegten dort die Kranken und Verunglückten, und Hans gefiel es gar nicht schlecht. Es gab gutes Essen und keine Arbeit, dafür allerhand Allotria; denn die Insassen seiner Stube waren allesamt nur leicht mit ihrer Gesundheit angebrochen. Das einzige, was von ihnen verlangt wurde, waren drei Gebete am Tage, die sie mit monotonem Gemurmel vortäuschten, weil sie alle nur den Schluß kannten: „. . . und gebenedeit sei die Frucht deines Leibes, Jesu. Amen!"

Hans fühlte jetzt erst, wie stark ihn die Arbeit gemacht hatte; denn infolge des Nichtstuns rumorten in ihm die Säfte wie toll. Nach acht Tagen hielt er es nicht mehr

aus und durfte denn auch das Hospital verlassen und sich zu Hause pflegen.

Pierkämpers hatten inzwischen Zuwachs erhalten. Ihre Tochter Ell, die ein halbes Jahr bei Verwandten gelebt hatte, war wieder zurückgekehrt, ein gut gewachsenes, ein wenig kokettes Mädchen, beinahe so alt wie Hans. Er fühlte sofort, daß ihn dieses Mädchen heftiger erregte, als er es bisher an sich kannte, dabei war es weniger Verliebtheit, als ein starker Trieb nach ihrem Körper, der sich steigerte bis zu dem glühenden Verlangen, Ell zu berühren, ein lustvolles Spiel mit ihr zu treiben. Diesen Wunsch deckte er auch nicht auf, als er erfuhr, daß Ell einem jungen Manne zugedacht war, einem langen, schlacksigen Menschen, der den Vorzug hatte, Sohn eines Kleinkaufmanns zu sein. Dieser Jüngling erschien fast jeden Abend und schenkte Hans keinerlei Beachtung. Hans nannte ihn einmal Ell gegenüber einen eingebildeten Lümmel. Daß Ell darüber lachte, machte ihn froh.

Eines Abends, als Ell spazieren ging, folgte ihr Hans und traf sie am Feldrain wie von ungefähr. Die Luft war sommerlich schwül, und als sie zwischen den Getreidefeldern dahinschritten, wo sie kein Mensch sehen konnte, küßte er sie auf den Mund. Sie wurde rot und kicherte, in ihm sauste das Blut, er schmeckte ihr blühendes Fleisch, ihre Abwehr versank in der eigenen Beflammung — so taumelten sie in das Korn . . .

Drei Tage später stand er wieder auf der Rampe. Unter dem Vorwande, daß sich Hans noch schonen müsse, hatte Pierkämper eine bessere Arbeit für ihn beim Obermeister durchgesetzt. Hans war Klappenschmierer geworden; die neue Arbeit bestand darin, daß Hans die Bohlen vor den Oefen nach der Leerung wieder verschmieren mußte oder sie aufhackte, wenn der Ofen geleert werden sollte. Dazu gehörten zwei Mann, und der

neue Kumpan gefiel Hans. Er war fünf Jahre älter und ein fröhlicher Gesell, ein breiter Westfale mit Witz und guten Einfällen. Hinter den Oefen war es schön warm in der Nacht, dort verkrochen sie sich hinter leeren Karren, wenn es nichts zu tun gab, oder sie schliefen und wechselten sich in der Arbeit ab. Peter war der Führer eines sozialistischen Jugendvereins, der wöchentlich einmal zusammenkam, um politische und sonstige Bildung zu pflegen. In langen Gesprächen setzte er Hans den Sozialismus auseinander und ärgerte sich gar nicht, wenn Hans immer neue Einwände fand; denn er wußte ihnen geschickt zu begegnen. Der Unterschied ihres Denkens wurde beiden klar. Peter war ein einfach und klar überlegender Mensch, der von der praktischen und sichtbaren Umwelt die Erkenntnis abzog, während Hans philosophierte und den Sinn des Daseins suchte. Sie fanden auch, daß sich das beiderseitige Bemühen nicht gegenseitig ausschließe, sondern ergänze.

„Was du dir zurechtlegst, Hans, mag richtig sein. Aber selbst wenn du Gewißheit darüber besäßest, was die Welt zu bedeuten hat, würde das noch nicht die Mühe des Nachdenkens lohnen. In einem meiner Bücher steht der Satz: „Die Philosophen haben bisher nur die Welt zu erklären versucht, es kommt aber darauf an, sie zu verändern" — hier liegt der Hase im Pfeffer. Der Zustand, in dem sich die menschliche Gesellschaft heute befindet, ist weder gerecht, noch dauerhaft, darum muß er abgeschafft werden, um einem besseren Platz zu machen. Wie der Baum nicht nur dasein, sondern auch Früchte tragen will, so ist jede Philosophie gleichgültig und falsch, die nicht darauf hinaus will, den Menschen eine Tat vollbringen zu lassen."

„Gibt es denn nicht einen Standpunkt außerhalb der Welt oder abgesehen von ihr?"

„Nein, du brauchst nur zu versuchen. Du kannst ja nichts denken, was nicht Bezug auf deine Erfahrungen hätte, auch die Gesellschaft hält dich fest und bestimmt dein Tun, also mußt du dich mit ihr auseinandersetzen und im Falle deiner Unzufriedenheit auf Mittel und Wege sinnen, ein besseres Verhältnis zu erreichen. Unser Leben ist der Ablauf fortwährenden Tuns, nur der Tod ist Nicht-Tun. Einen großen Teil unseres Tuns bestimmen andere, die genau wissen, was sie wollen, denn sie haben den Vorteil davon. Wenn wir, die den Nachteil davon haben, einmal alle wissen, was wir wollen, und dann das Richtige tun, werden wir ein besseres Leben führen — darum predigen auch die Herrschenden, man solle nur denken, was sie uns lehren, und nur das tun, was sie für richtig befinden, alles andere sei unmoralisch und werde mit Recht verboten. Da wir schon einmal handeln müssen, ist es vernünftiger, wir tun es für uns, als gegen uns. Das ist leicht einzusehen, schwieriger ist es, aus der Masse einzelner Menschen eine Front mit einem gemeinsamen Ziel zu bilden; ich erstaune immer wieder darüber, daß es Menschen mit Selbstbewußtsein gibt, welche sich dieser Aufgabe entziehen. Zu denen gehörst auch du: immer nur horchst du in dich hinein, nimmst vom Leben, was es dir bietet, klagst, wenn es zu wenig ist — aber politisch handeln willst du nicht, weil es eine undankbare Aufgabe ist für Leute, die gewohnt sind, alles nur nach dem Werte für das enge Ich einzuschätzen. Ihr seid nicht besser, als ein Pole, der sich täglich besäuft, weil ihr euch an euch selbst berauscht, viel schlimmer seid ihr; denn er weiß es nicht anders, ihr aber wollt es nicht anders wissen, weil euch solche Erkenntnis unbequem ist. Dummheit ist Schicksal, Feigheit unverzeihlich."

Peter konnte sich ordentlich in Zorn reden, und wenn er zu heftig wurde, erschrak er über sich selbst, lachte und schüttelte Hans liebevoll an den Schultern: „Du bist ja ein

famoser Junge, Hans, und auf dem rechten Wege. Man muß erst mit sich selbst fertig geworden sein, ehe man anderen helfen kann, und du hast es, scheint mir, schwerer als ich. Laß es gut sein — je wilder der Most, desto klarer der Wein. Leg dich jetzt hin und schlaf ein bißchen, um vier Uhr löst du mich dann ab . . ."

Aber Hans schlief nicht, er lehnte in seiner Karre mit angezogenen Beinen und dachte nach. War wieder sein Weg ein falscher? Was hatte er schon alles gewollt! Als er ein Kind gewesen war, wollte er ein Mann werden, dann wollte er Reichtümer erwerben, das Gruseln lernen, das Glück finden — Peter hatte schon recht: immer nur hatte er an sich gedacht. Das führt nicht vom Flecke, auch wenn man wandert, ebenso kann man versuchen, über den eigenen Schatten springen zu wollen. Jetzt fand er auch, daß alle Menschen, um die ein heller Glanz wehte, ein Ziel außer sich hatten, er dachte an seine Mutter und an den Mönch von Münster — auch Paul hatte er gesehen, als „ein Strahl von Gott auf ihn fiel". Diese Menschen waren aufgebrochen vom kleinen Ich und wanderten dem Weltherzen zu, um sich in der Verklärung wiederzufinden. Nun wollte er die Angst ablegen und sich mit den großen Gewalten verbrüdern, die nur d e m Feinde sind, der sich fürchtet: mit dem Tode und der Liebe, mit Menschen, Tieren und Pflanzen, mit dem Sinn des Seins, für den es viele Namen und keinen gibt. Hans fühlte das Weltwesen in sich wirksam, für das es keine Worte gibt, trank die tiefe Lust, zu sein, und mehr zu sein als eines Schattens Traum, einer, dem nichts mehr zustoßen kann. In dieser Stunde höchsten Wachseins (am Schornstein rollte die Sonne hoch) errang er sich die Gnade, zu wissen, wie tief er sich künftig verlieren durfte, ohne verloren zu sein. Nun mochte er durch Länder und Menschen gehen — zum Schluß mußten ihm alle Dinge zum Besten dienen, mußte er ein starker Mann werden, der vielen helfen konnte.

Als die Sensen klangen und das Korn in langen Schwaden fiel, wurden sich die Freunde darüber schlüssig, zu neuem Aufbruch zu rüsten. Sie kauften sich in der Stadt Manchesteranzüge und derbes Schuhwerk, dazu Landkarten; denn sie wollten zum Rhein hinüber. Die Sehnsucht nach neuer Wanderschaft schlug wie der Duft goldigen Weines in ihre Gespräche und Beratungen; die Tage vergingen schneller in der Erwartung, und als sie ihre letzte Schicht machten und Abschied von den Kameraden nahmen, schlich sich ein Gefühl leiser Rührung und Wehmut unter. Erst wenn man sich löst, spürt man die Bindungen, die das Leben um die Genossen gleichen Schicksals flicht.

Den letzten Abend verbrachten sie mit Pierkämpers im Koloniegärtchen. Vater Pierkämper hatte eine Kanne Bier anfahren lassen, ein paar Nachbarsleute waren auch da, darunter ein Mann mit einer Ziehharmonika, der war ein Flame und hieß van Beuren. Er hatte einen seltsamen Griff in die Tasten, man mußte sich erst an diese Art Musik gewöhnen, dann aber fühlte man sie im Blute; sie machte sehnsüchtig und froh zugleich. Dazu sang er mit einer Stimme, die voll und weich war, flämische Lieder. Hans trank die milde Abendluft und sah hinüber zu dem Mädchen, dessen Augen feucht schimmerten. Es drängte ihn, dem Mädchen seine Dankbarkeit zu zeigen, von der sein Herz überquoll, er spürte, wie ähnlich ihre Gefühle waren, und als ahnte sie, wie gern er zu ihr hinübergekommen wäre, um sie zu küssen, nickte sie ihm zu. Wie schön ist es, dachte er, jung zu sein; denn dem jungen Menschen zeigt das Leben seinen süßen tiefen Sinn. Der Glanz, der um das Haar des Mädchens spann, war mehr als schimmerndes Licht der Nacht, war der leuchtende Atem des Geheimnisses der Geschlechter. Hans wußte in diesem Augenblick kaum den Namen der Geliebten; wie die Einzelheiten ihrer

Erscheinung im Dunkel sich verbargen, so war sie nicht mehr die kleine Verkäuferin und Tochter des Vorarbeiters Pierkämper, sondern die Verkörperung der Gesellin, die dem Manne auf seinem Gang über die Erde beigegeben ist, Gefäß aller Wunder, die er in sie hineinträumt.

Drüben funkte und wetterte das Werk, fraß Kohlen, kochte Eisen und spie Feuer. Ein Riesenuntier, hatte es sich in der Erde verbissen, ließ Menschen und Metalle in seinem Leibe rumoren, wieherte, wenn es satt war, schrie und fauchte, wenn es nach neuer Beute verlangte, blinzelte mit tausend Lichtaugen, gab keine Ruhe und überlebte alle. Komisch, alle, die mit ihrem Leben diesem Tiere verfallen waren, wußten kaum mehr vom Sinn ihres Treibens, als daß es eben so und nicht anders in der Welt sei, und doch war alles so einfach wie eine Fabel für Kinder. Die Menschen hatten sich vermessen, einen großen eisernen Knecht zu bauen, der für sie die Arbeit verrichte. Die großen eisernen Knechte aber lachen und haben ihren eigenen Willen, fressen ihre Erzeuger wie die Katze die Maus, langsam, aber sicher und endgültig, und keiner kann ihnen entrinnen. Diese eisernen Knechte entscheiden über Leben und Tod, über Krieg und Frieden. Sie schneiden das Holz zu Särgen und Wiegen aus den Wäldern, formen Pflugscharen und Kanonen, Sporen und Ketten, Räder und Bajonette — und alles, was ihren Oefen entwächst, behält ihren eisernen Trotz und ihre Gewalt, die ihre Rache dafür ist, daß man sie schuf . . .

„Zum Teufel," lachte Pierkämper, „warum trinkt ihr nicht? Ihr seid wohl schon am Rhein beim Keltern und verachtet das westfälische Bier! Jungs, wenn ich euch so sehe, möchte ich auch noch einmal in jenem Alter sein, wo man die Brocken hinwerfen kann, wenn die Fußsohle juckt. Statt dessen reißt aller paar Jahre ein neuer Pier-

kämper das Mäulchen auf und will Habermus schlecken. Ihr seid Wandervögel, und ich wünsche euch, daß auf lange Zeit die Flügel nicht lahm werden; denn wer erst einmal richtig Station macht, den hält die Erde fest und läßt ihn nicht mehr los. Man fühlt sich später auch wohl, wenn man sitzt, wo man hingehört. Ich würde es keine Woche in der Fremde aushalten, dann würde es mich wieder nach der roten Erde ziehen. So geht es nun einmal: wenn man zwanzig Jahre alt ist, scheint einem die Welt zu klein, mit fünfzig genügt ein Stück Acker und ein Häuschen, und zum Schluß tun es zwei Meter im Geviert. Prost!"

Dann ging man auseinander, alle schüttelten den Freunden zum Abschied die Hand und wünschten ihnen Glück auf den Weg; denn schon um vier Uhr in der Frühe wollten sie aufbrechen. Hans legte sich unausgekleidet auf das Bett, er spürte keine Müdigkeit. Er hörte auf den eigenen Herzschlag, im Garten sang ein Vogel, leise verworrene Geräusche geisterten im Haus herum, schon kam das erste Frühlicht. Rudi schlief tief und fest. Langsamer Glockenschlag: drei Uhr. Das Madonnenbild an der Wand war schon deutlich erkennbar, die Weckuhr tickte leise.

„Hallo!" Rudi stöhnte. Ein Rippenstoß. Erschrocken öffnete Rudi Mund und Augen, starrte Hans verständnislos an und fragte hastig: „Wo hast du das Geld?"

„Was denn für Geld? Du spinnst wohl?" Rudi gähnte enttäuscht. „Ich habe soeben von einer schönen Masse Geld geträumt . . ." Noch ein langer Seufzer, ein Ruck, und er turnte in die Hosen. Bald waren sie fertig, Rudi hockte den Rucksack auf und ging als erster.

Als Hans sein Bündel noch einmal festschnürte, öffnete sich die Tür, und das Mädchen kam herein. Sie war im Hemd, drückte Hans an sich, küßte ihn und lief wieder hinaus. Von unten rief Rudi: „Komm doch schon!"

Hans stieß einen Jubellaut aus. „Dort ist er!" rief er und öffnete das Kupeefenster. Rudi trat neben ihn, und sie sahen im blauenden Dunst des Horizontes die Türme des Kölner Domes. Sie hatten bereits Mülheim hinter sich und näherten sich Deutz. Nicht lange, und unter ihnen donnerten die eisernen Träger der Rheinbrücke, floß der grüne Strom im Lichte des Nachmittags dahin. Nun waren sie auch schon im Bahnhof, eilten schneller als andere durch die Sperre, in klopfender Erwartung des Domwunders. Sie traten aus der Halle und blieben mundoffen stehen: Vor ihnen rauschte der steinerne Gesang des Domes hoch in das weiße Gewölk. „Oeh . . .!" schrien die Kutscher, denen die beiden im Wege standen.

Am Domplatz trat ein Mann auf sie zu, er war lang und hager, etwa vierzigjährig, sein Gesicht war blaß, aber voll feiner Linien, ein dünner hängender Schnurrbart machte es etwas melancholisch. Dafür waren die Augen des Mannes nicht nur klug, ihr Ausdruck wechselte in Scherz und Ernst. Er zog den Hut.

„Guten Tag, junge Freunde. Welcher Wind schneit euch denn nach Köln?"

Hans war sich zuerst nicht schlüssig, was er antworten sollte, weil er darüber nachdachte, welche Absicht den Mann bewegen mochte, sie anzusprechen. Wahrscheinlich, schloß er, ist er Vertreter einer jener christlichen Vereine, die jede Gelegenheit benutzen, um in Mission zu machen und „Seelen zu retten".

„Ostwind, mein Herr, Ostwind . . ." gab Rudi zur Antwort und verzog keine Miene dabei.

„Das ist eine gute Antwort", lächelte der Mann und klopfte Rudi auf die Schulter. „Wenn es euch recht ist und ihr Zeit habt, schlendern wir ein paar Stunden herum, und ich zeige euch, was hier in Köln des Ansehens wert ist." Die Freunde nickten, und nun traten alle drei in die Kühle des Doms. Ihr Schritt hallte an den Säulen des Schiffs empor, Sonnenlicht fiel in schrägen Balken über das alte Gestühl, dazu leuchtendes Buntglas, schimmerndes Metall, ehrwürdige Schnitzerei. Irgendwo übte ein Chor, Stimmen wanderten und tanzten durch die Kreuzgänge, schwangen sich hinauf ins Gewölbe und kehrten zum Ohr zurück. In den Beichtstühlen knieten Gläubige und flüsterten leise durch die Gitter, hinter denen die Beichtväter lehnten, horchten und nickten. Sinnend blickten die gemalten Kirchenväter aus ihren Ornaten. Hinter dem Altargitter blitzten Gold und Silber, feiner Modergeruch mischte sich mit dem süßlichen Dunst des Weihrauchs, der durch das einfallende Licht seine Schwaden zog. Der Fremde wußte viel zu erzählen, er tat es nicht lehrend, durchsetzte vielmehr die alten Legenden und Berichte mit dem Humor einer Skepsis, die Hans von dem Verdachte abbrachte, die neue und bislang angenehme Bekanntschaft könne mit einem Bekehrungsversuche enden. Sie traten wieder in das weiße Licht des Tages hinaus, der Fremde ging mit ihnen in ein Lokal zum Kaffeetrinken. Während er bisher die ganze Unterhaltung beinahe allein bestritten hatte, ließ er sich jetzt von der Freunde Fahrten, Meinungen und Erlebnisse berichten und gab ihnen dann eine Reihe Ratschläge für die weitere Reise. Darauf mahnte er zu neuem Aufbruch und führte sie in die Kapelle der alten Jesuitenschule, von da in andere Kirchen und Kapellen, die Stunden vergingen im Fluge. Gegen Abend füllten sich überall die Gotteshäuser, Weihrauch und der eintönige Gesang der Litaneien schlugen auf die Straßen heraus, die

von der untergehenden Sonne mit Gold überschüttet wurden. Wieder lud sie der fremde Mann, dessen Namen sie nicht einmal kannten, zum Essen ein, diesmal in eine Bierstube, wo es lustig herging und auf eine gute Küche gehalten wurde. Nach dem Essen fragte der Fremde: „Wollen wir noch einen Schoppen Wein trinken?" und ließ drei Römer funkelnden Rheinweines bringen. Der Wein ließ sich nach dem guten Essen prächtig an; den anderen Gästen war anscheinend nicht weniger wohl zumut, an allen Tischen wurde geprostet und gesungen — eine fröhliche Stadt!

In der kühleren Luft der Straße erst merkte Hans, daß nicht nur bei Rudi, sondern auch bei ihm das Gleichgewicht etwas unsicher geworden war, der Gastgeber meinte: „Na, ihr Welteroberer, ich glaube, der Wein ist stärker als ihr!" — worauf sich die beiden zusammenrissen, um klaren Kurs zu segeln. Sie waren an einem Schaufenster stehen geblieben, als Hans von einem jungen Arbeiter am Aermel gezupft wurde, der ihn bat, ein paar Schritte beiseite zu kommen.

„Ihr seid Zugereiste?"

„Ja . . ."

„Seid ihr organisiert?" Hans nickte und griff nach der Brusttasche. Der andere winkte ab.

„Laß man, ich glaube es schon. Eine wichtige Frage: kennt ihr den Mann, der bei euch ist?"

„Nicht besonders. Er hat sich uns heute nachmittag angeschlossen und hat sich sehr anständig gezeigt. Warum fragst du danach?"

„Ich kenne den Mann besser als ihr. Nehmt euch vor ihm in acht — ich warne euch. Habt ihr schon Quartier für die Nacht?" Hans schüttelte den Kopf.

„So geht zu Josef Imhoff am Perlgraben, dort findet ihr bestimmt ein gutes Unterkommen. Vielleicht

treffen wir uns in der Gaststube, ich bin heute abend bestimmt dort. Servus!"

Rudi und der Fremde warteten in einiger Entfernung. Hans bedauerte den Zwischenfall, denn wenn sie auch den neuen Freund erst wenige Stunden kannten, war ihm doch klar, daß sie es mit einem vornehmen Menschen zu tun hatten, der nichts Gemeines gegen sie im Schilde führen konnte.

„Was wollte man von Ihnen?"

„Wir sollen uns vor Ihnen in acht nehmen . . ."

„Das habe ich mir gedacht. Es ist schade, aber nun müssen wir uns voneinander verabschieden . . ."

„Wir haben volles Vertrauen zu Ihnen . . ."

Der Fremde lächelte: „Trotzdem — ich wünsche euch Glück und Gesundheit!" Er zog den Hut, schüttelte beiden die Hände und verschwand im Straßengetriebe.

Die Straße von Köln nach Bonn war sehr langweilig gewesen. Ein heißer Tag, Rübenfelder — müde und bestaubt kamen sie um das Abendläuten in die Stadt. „Ein Tränkelein, ein Fräßchen und ein Bettlein . . ." murmelte Rudi vor sich hin. Am Marktplatz stellte sich breitbeinig ein junger blonder Mensch von hohem Wuchs vor sie in den Weg, zeigte seine blitzenden Zähne und sagte fröhlich: „Servus, Kameraden!" Er war in gutes Loden gekleidet und trug einen Rucksack wie die Freunde. Man beroch sich, und es stellte sich heraus, daß der junge Mensch, der von außerordentlicher Schönheit war, Hannes Klöhn hieß und Technik studierte. Er war in Kiel zu Hause und hatte sich für zwei Monate freigemacht, um den Rhein hinunterzuwandern. Seit vierzehn Tagen unterwegs, war ihm noch keine rechte Kumpanei über den Weg gelaufen, die er offensichtlich in den Freunden vermutete.

„Es soll uns recht sein", erklärte Hans, und sie wechselten Handschlag auf gute Kameradschaft. Dann suchten sie Quartier und fanden es in einem kleinen Gasthof, wo ehrsame Honoratioren am Wein saßen und von ihren kleinen Geschäftssorgen plauderten. Die frischgebackenen Freunde tranken noch ein wenig, Hannes erzählte Mädchengeschichten, die er mit Vorliebe zu erleben schien, bis sie der Hausknecht über den Hof führte, über eine hölzerne Stiege in ein großes geräumiges Zimmer.

Sie erwachten durch den Gesang einer schmetternden Knabenstimme:

„Es het sich Schmitzen Billa
in Poppelsdorf en Villa . . ."

Die Morgensonne stand in der Stube, Hannes rannte an das Fenster, riß es auf und schrie hinunter: „Holt din Mul!" Der Junge lachte und sang weiter, Hannes lachte mit. Ueber dem Waschtrog hing das Bild eines französischen Kürassiers; seine roten Hosen leuchteten wie frisches Blut. Hannes begrüßte ihn durch eine flammende Ansprache in lauterem Französisch, das aber bald unvermittelt in reines Kieler Plattdeutsch umschlug und schließlich im Waschbecken vergurgelte, als der Kieler sein blankes Gesicht hineinsteckte.

„Du kannst so bleiben", meinte Rudi anerkennend und fuhr hastig in die Kleider, denn vom Hof herauf roch es nach Kaffee. Eine Stunde später war Bonn schon wieder hinter den drei Gesellen, die Glocken riefen ihnen nach, es war Sonntag. Die Straße nach Mehlem war von Ausflüglern belebt, klingelnde Radfahrerherden überholten sie, von den Rheindampfern wimpelten bunte Fähnchen. In Mehlem bogen sie zum Rheinufer hinunter und ließen sich nach Königswinter übersetzen, um zum Drachenfels emporzusteigen. Die Mädchen in weißen Kleidern hatten es Hannes angetan, er tauschte verliebte

Blicke und kam sich wie ein Löwe vor. Rudi, der neidisch war, verfiel in mißbilligende Redensarten.

„Du bist das lebendigste Süßholz, das mir je vorgekommen ist; ein richtiger Weiberkerl. Wird dir das nicht langweilig?"

„Im Gegenteil, es macht mir helles Vergnügen, wenn ich sehe, daß die kleinen Mädchen Schmelzaugen bekommen. Wenn ich sie richtig zu packen kriege, zerzause ich sie ohne Erbarmen, sie sind ja zu nichts anderem auf der Welt. Jeder Mensch nützt die Macht aus, die ihm gegeben ist, und ich siege leicht und immer . . ."

„Hast du dich schon einmal ernstlich verliebt?" fragte Hans. Der andere lachte. „Nein — wo wollte ich da hinkommen. Die Mädchen schmecken mir gut, im Grunde bleibe ich immer kühl dabei, und nichts ist mir so verhaßt wie Sehnen und Geheule. Wozu sich aufregen — so viele Mütter haben ein lieb' Kind."

„Eigentlich hat er recht," wandte sich Rudi an Hans, „denn er fühlt sich sicher wohler bei seiner Art, als wir uns bei der unsrigen. Ich werde das Gefühl nicht los, daß wir zuviel Aufhebens um Dinge machen, die leicht und schmerzlos erlebt sein wollen. Nun hat ja jeder die Meinung, die zu ihm paßt, und Hannes ist ein Windhund, aber es schadet nichts, wenn wir von ihm lernen. Er hat es leicht, etwas zu erleben, in uns staut sich zuviel Drang nach Abenteuern, darum überschätzen wir jedes Erlebnis und messen ihm überflüssige Bedeutung bei, schaffen künstliche Konflikte, die alle nicht notwendig sind. Das wäre nicht so schlimm, wenn nicht der lustige Sinn dabei zum Teufel ginge. Da hast du es gleich wieder: wir philosophieren, und er lacht!"

Hannes lachte wirklich, sein Gesicht war voll hellen Hochmutes. Er pfiff durch die Zähne und sagte dann: „Man merkt doch, daß ihr Proleten seid. Ich muß sagen, daß ihr mir zuerst besser gefallen habt. Spürt

ihr denn nicht, wie komisch ihr mit eurem Bemühen um Weltweisheit auf Leute wirken müßt, die euch das voraus haben, was ihr vortäuscht: Erziehung und Bildung . . .?"

Hans blieb stehen, atmete tief, Röte stieg ihm ins Gesicht: „Sagen Sie das bitte noch einmal: Erziehung und Bildung. Vielleicht empfinden Sie dann richtiger, wer komischer ist, Sie oder wir. Sie sind ebenso eitel wie taktlos; suchen Sie sich andere Gesellschaft — adieu!"

Der Student sah sie verdutzt lächelnd an und machte eine versöhnende Geste, aber sie ließen ihn stehen. Als die beiden Freunde dann auf Brünhildes Feste standen und auf den blanken Strom und das rauschende Land hinabsahen, hatten sie den Vorfall schon vergessen.

Am Himmel jagten die grauen Wolken wie zottige Büffelherden dahin, über deren Rücken die Sonne nur selten brandigrot aufglühte. Vom Wind getrieben, der beißenden Staub über sie warf, eilten Hans und Rudi auf der Straße nach Bacharach dahin. Noch bevor sie die ersten Häuser erreichten, brach Sturzregen aus den Wolken, und nun rannten die Freunde, so schnell sie konnten, um die trockene Haut zu retten.

So erreichten sie schließlich den Ort und trieften, als wären sie eben dem Strom entstiegen. Sie fanden Unterstand im dämmernden Flur eines geräumigen Hauses. Von der behäbigen Frau, die ihnen die Tür geöffnet hatte, erfuhren sie, daß es das katholische Pfarrhaus war. Da kam auch schon der Pfarrer selbst. Sein weißes Haar stand im seltsamen Kontrast zu einem frischen und jungen Gesicht, man wußte nicht, ob sein Haar vorzeitig bleich geworden oder seine Züge jung geblieben waren. Er lud die Freunde ein, abzulegen, dann ging er mit ihnen hinauf in seine Studierstube.

Hier roch es nach Tabak, Büchern und welken Blumen, im alten Gehäuse tickte langsam die Uhr.

„Ich bin ein Freund des jungen Wandervolkes," sagte der Pfarrer, „weil ich glaube, daß die wandernde Jugend ein neuer Anfang ist. Die Menschen, die sich in den großen Städten aufhalten, sind dumpf und ungelenkig, das ist eine große Gefahr. Ich bin nicht weit in der Welt herumgekommen, aber ich habe immer zwischen Bäumen und Blumen gelebt und habe ein großes Mitleid mit Menschen, denen das versagt ist. Die Städte und ihre Unrast sind mir unheimlich, ich kann mir nicht denken, daß von ihnen etwas Gutes kommt. Es ist leicht, nachzuweisen, warum die großen Städte entstehen mußten, aber es ist schwer, zu sagen, wo die Arbeit, die von den Städten geleistet wird, hinaus will. Es ist eine unnatürliche Welt. Von der anderen, von der natürlichen, kann man behaupten, daß sie dazu da ist, die Geschöpfe glücklich und zufrieden zu machen. Sie hat also einen einfachen und guten Sinn, das Stadtvolk aber ist nicht glücklich, lebt in seinen Mauern wie in einem Gefängnis und sucht nach Auswegen, die es nicht findet, solange es glaubt, die Dinge, mit denen es sich befaßt, könnten es erlösen. Es kommt nichts Gutes von den Maschinen, die nur Dämonen sind, blanke Teufel, die den Stadtmenschen beherrschen und betrügen. Sie sind zu den Menschen gekommen, wie die weißen Völker zu den schwarzen, schenkten ihnen hunderterlei bunten und unnötigen Tand und nahmen ihnen die Freiheit. Millionen unseres Volkes sind ohne Land und ohne Besitz, ihre Arbeit ist ihnen fremd und wird ohne Liebe verrichtet, die Freuden, die sie suchen, reiben die Leiber nur auf, statt sie aufzurichten. Die Seelen sind leer und ohne Gott, es gibt keine Fröhlichkeit mehr, nur noch Vergnügungen, die Gesichter werden blaß, die Gesinnungen unehrlich — ein krankes Volk! Darum freue ich

mich so sehr, daß die Jugend der Städte in das freie Land hinausströmt und wieder Gottes natürliche Welt zu lieben beginnt; wenn diese Jugend zur Geltung gelangt, kann alles wieder gut werden und einen gerechten Sinn erlangen, auch in den Städten."

In Hans regte sich der Widerspruch.

„Die Städte sind häßlich und gefährlich, weil eine schlechte und ungerechte Ordnung in ihnen herrscht. Wer in diesen Städten geboren ist, kann ihnen nicht entfliehen, auch die Jugend nicht. Wir müssen lange und unter Entbehrungen in den Fabriken arbeiten, um für kurze Zeit aus ihrer Haft entlassen zu werden. Morgen holt uns die Industrie wieder zurück, wenn wir es nicht vorziehen, als bettelnde und von der Polizei gehetzte Landstreicher zu verkommen. Wir lieben die Pflanzen, die Sonne und die freie Luft, die Blumen und den Acker mehr noch als jene, denen das alles selbstverständlich und für immer zugefallen ist, aber diese Liebe ist schmerzhaft; denn die Stadt ist unser Schicksal. Sie haben recht, daß es schöner wäre, die Stadt zu verlassen, aber der Rat klingt uns wie Hohn; denn wie sollen wir das machen? Wir würden es nicht einmal tun, wenn es für uns als einzelne möglich wäre — denn in den Städten, in den Fabriken geht der Kampf um die bessere Ordnung der Gesellschaft, gegen die Maschinenbesitzer und Ausbeuter, gegen die reichen Volksfeinde, und dieser Kampf ist ein so schwerer, daß die Jugend des Großstadtvolkes sich schämen müßte, die Alten in diesem Kampfe allein zu lassen."

Der Pfarrer lächelte. „Sie sind also Sozialisten . . ." Er hob abwehrend die Hand: „. . . oh, glaubt nicht, daß ich euch das verdenke, weil ich es nicht bin. Es kommt ja darauf an, wie ihr es seid. Daß ihr es aus der Liebe heraus seid, aus der Kraft und aus der Gerechtigkeit. Es ist schön, junge Menschen zu sehen, die

empört sind und einen Mut und einen Willen haben, die Welt zu verändern. Wenn die Jugend über uns kommt und uns ablöst, so soll es recht sein, denn nichts außer Gott hat ewigen Bestand, und den Irdischkeiten ist es geboten, zu wechseln und zu vergehen. Was ich fürchte, ist, daß die Städte mit ihren Dämonien und mit ihrer sinnlosen Gewalt und mit ihrem Fluten von Haß und Verderbtheit, mit ihrer Verlorenheit die Völker ins Verderben reißen — ich fürchte den Krieg der Maschinen, sehe endlose Reihen von Massengräbern, Ströme von Blut, Entfesselung der Bestialität, den Krieg aller gegen alle. Ich weiß, daß Gott in den Städten nicht mehr bedeutet, als eben auch eine Firma. Es ist entsetzlich, wenn die äußeren Gewalten so stark sind und der Mensch ihnen nichts anderes entgegenzusetzen hat, als nur sich selbst. Menschen ohne Gott sind schwach — wären sie es nicht, wie hätten sie so kläglich in die Gewalt der Dämonen kommen können? Gott ist groß und unfaßbar, er ist in jedem beflammten Menschen, der treu und innig das Gute will, lebendig. Also auch in euch."

Sie stiegen hinab in den Garten. Der Regen war vergangen, die Blumen atmeten Frische und Duft, der Tag war am Scheiden. Die Gehilfin des Pfarrers trug das Abendessen ins Freie, und der Gastgeber bewies, daß er kein Feind irdischer Labsal war. Nach der Mahlzeit erzählte er noch von seinen Blumen und Gewächsen. Als es zu kühl wurde, gingen sie ins Haus, der Pfarrer setzte sich im dunklen Zimmer an das Klavier, der Schein der Nacht fiel durch die Fenster. Die Melodien wanderten und verklangen. Die Haushälterin brachte die Lampe und sagte, das Zimmer für die jungen Freunde sei bereit. Der Pfarrer erhob sich und schüttelte ihnen die Hand.

„Friede sei mit euch!"

Als Hans schon im Bett lag, stand Rudi noch am Fenster und sah in die Nacht hinaus. Dann setzte er sich zu Hans auf den Bettrand.

„Hans, was wird noch aus uns werden?“ Hans gab ihm die Hand und schwieg. Stockend fuhr der andere fort: „Geht es dir auch so, daß dich manchmal eine heftige Angst packt vor der verrinnenden Zeit? Vor dem Rätsel der Zukunft? Ich fühle, was ich noch vor mir habe, was ich durchmessen muß, ehe ich mich vollenden darf; ich hungere nach Schmerzen und Freuden, nach Gefahren und Kämpfen, nach allen Formen, die ich durchwachsen muß bis zur letzten der heiteren Gelassenheit und der guten Kameradschaft mit dem Tode. Nun denke ich mir, daß ich nur wenige Jahre Zeit habe, um fertig zu werden; denn ich will die Klarheit haben, solange ich noch jung bin, so jung wie unser Gastgeber. Wenn ich bedenke, wie hoch diese Forderung ist, bange ich um ihre Erfüllung . . .“

„Es gibt nur eine Kraft, diese Furcht zu überwinden . . .“

„Und . . .“

„. . . das ist die Kraft, in voller Ruhe damit zu rechnen, daß jede Stunde die letzte sein kann!“ Rudi stand wieder auf und öffnete das Fenster. Mit der Nachtkühle kam das Rauschen des Rheins ins Gemach. Lange saß Rudi auf dem Fensterbord, ehe er sich wieder zu Hans wandte und ihn küßte. „Ja,“ sagte er, „du hast recht . . .“

Ein heißer Tag! Die Luft zitterte in der Mittagsglut. Müde neigten sich die Gräser. Heiß strahlte der Boden das Sonnenlicht zurück, das steil niederlohte auf den glitzernden Strom, auf gleißende Dächer, auf hängendes Laubwerk. Träge, mit schweißigem Fell zog

ein Ackergaul den Pflug. Hans und Rudi marschierten schweigsam den Feldweg nahe am Wasser entlang. Da rief eine muntere Stimme hinter den Uferbüschen.

„Hallo, Kunden!"

Kleiderbündel tauchten auf, nacktes Mannsvolk tummelte sich im Wasser, planschte und winkte.

„Nun man runta mit det Hemde und rin in't Vagniejen, et kost' nischt!"

Und ein anderer schrie: „Ihr wärd eich doch nich färchden, es is bloß naß, un Vollezeier gibd's hier geene . . ."

Die Freunde lachten und zogen sich aus. Eine Wasserschlacht begann zu toben, in der keiner der beteiligten Landsmannschaften der andern etwas nachließ. Rudi war der erste, der das Treiben aufgab und ein Stück den Strom hinausschwamm. Hans verlor ihn für kurze Zeit aus den Augen, dann sah er ihn schon mehrere hundert Meter weit entfernt mitten in der Strömung. Hans rief und winkte, Rudi hob den Arm, der weiß in der Sonne leuchtete — darauf war er nicht mehr zu sehen. Hans lief besorgt aus dem Wasser, die Uferböschung hinauf, von wo aus der Blick über den Strom leichter war, doch von Rudi war nichts mehr zu erblicken. Ein heftiger Schreck packte Hans nach dem Herzen. Er rief die andern herzu, und nun rannten sie das Ufer hinunter, schrien und suchten . . .

Nach zwei Stunden hatten sie Rudi mit Hilfe einiger Schiffersleute geborgen. Jetzt lag der schlanke, kräftige Körper, von der Nachmittagssonne beschienen, im Ufergrase, still und ohne Leben — und war doch noch eben ein fröhlicher Mensch gewesen. Hans starrte auf den Toten wie in einen gräßlichen Traum, den er nicht zu fassen vermochte. Grauen schüttelte ihn — das konnte doch nicht möglich sein, mußte abfallen wie ein böser

Alb, wenn man sich reckt. Aber es war alles wirklich: das weiße Sonnenlicht, das ziehende Wasser, das müde Gras und der tote Freund. Ein stumpfes Messer wühlte in der Brust, gegen das kein Aufschrei half, ein gewaltiger, grauer, wütender Haß stieg ins Gehirn, preßte das erlösende Weinen nieder. Fast war es Neid auf den Toten, in dessen Gesicht tiefer Frieden lag; der Freund war durch das dunkle Tor gesprungen und hatte überwunden, was Hans höllisch brannte.

Die Bahre wankte den Feldweg entlang, mit hängenden Köpfen trollten die Kunden hinter ihr drein. Wie bleich der Glanz über der Landschaft! Reißt denn keiner den blauen Himmel mitten entzwei, wirft niemand die Kulissen dieses grauenvoll-sinnlosen Welttheaters übereinander, um den Weg in die Sphäre freizumachen, in der der Kamerad wartete, lächelte und winkte . . .

Im Dorfe war das Unglück ruchbar geworden, lästige Neugier schob sich heran, eine armselige Glocke läutete, traurig wie vor kurzer Frist die Stimme des geliebten Menschen: „Hans, was wird wohl noch aus uns werden?"

Verleidet alles, alles . . . Hans war auf das tiefste erschöpft. Rudi schlief im alten Friedhof des Rheindörfchens den großen, frühen Schlaf. Sein Vater war zur Beerdigung dagewesen, mit hartem, finsterem Gesicht war er dem armseligen Sarge des Sohnes gefolgt, kein Wort hatte Hans mit ihm gewechselt. Das war nun einmal so, daß der Alte rechnete: wenn ihr euch nicht in der Welt herumgetrieben hättet, lebte mein Sohn noch. Hans fühlte keine Schuld; sie waren mit ihrem Mut, zu wagen, im Rechte, was verstanden die Alten davon. Sein eigener Vater hatte ihm geschrieben, er hatte den Brief nicht zu Ende gelesen, als er ihn zerriß — allzu offen war die Freude darin, daß es den anderen, nicht Hans getroffen hatte.

Hans fuhr nach Frankfurt. Er wollte den Rhein nicht mehr sehen. Das Geld war alle geworden, ohne daß er daran dachte, was nun werden sollte. Als er das Schlafen nicht mehr bezahlen konnte, blieb er die Nacht über gleichmütig im Freien. Er vernachlässigte sein Aeußeres, wusch sich selten, der leichte Flaum seiner siebzehn Jahre umrahmte das Gesicht. Gelegentlich gab es Arbeit am Mainkai, doch lief er ihr nicht nach. Manchmal aß er einen ganzen Tag nichts, dafür schlug er sich am nächsten den Leib mit einer Unmasse trockenen Brotes voll. Bekanntschaften mied er, er litt unter der Nähe von Menschen, nur Kinder schienen ihm erträglich. Oft schlug seine verdrossene Gleichgültigkeit unvermittelt und ohne äußere Ursache in schmerzliche Spannung um, dann weinte er solange, bis er müde wurde. Die bunte

Melancholie des Herbstes paßte zu seinen Stimmungen, immer fror er ein wenig und suchte das wärmende Licht der Sonne. Dabei merkte er kaum, daß Wochen vergingen, daß das Leder seiner Schuhe brüchig wurde und die wenig geschonten Kleider dumpf und schäbig. Schon sahen sich die Polizisten manchmal nach ihm um. Einmal bot ihm wer einen Schluck Schnaps aus seiner Flasche an, da erfaßte ihn eine heftige Gier nach diesem Getränk, er verkaufte das Letzte, was er entbehren konnte, seine Uhr, und trank sich voll. Komisch, dachte er, als sich alles um ihn veränderte, grotesk, bizarr und unverständlich wurde. Er taumelte durch den regsten Verkehr, ein Wunder, daß ihm nichts zustieß. Kinder umjohlten ihn, er kollerte ihnen Pfennige zu, und wenn ihn Erwachsene anhielten, um ihn zu fragen, ob er sich nicht schäme, verneinte er das; denn er fühlte sich wirklich glücklich. So glücklich wie ein Kind im Theater. Dann sah er einen Menschen laufen, der wie Rudi aussah, eilte auf ihn zu — die Aehnlichkeit zerfloß in kalte Fremdheit. Zum Schluß wurde ihm übel, und er mußte sich übergeben. Der Kopf schmerzte ihm zum Zerspringen. In seiner Verzweiflung steckte er ihn in das Wasserbecken eines Springbrunnens, das half ein wenig. Die Stadt wurde ruhig, Hans trat wieder sicherer, sein Schritt wurde laut und hallte von den Häuserwänden zurück. Irgendwo sank er nieder, legte seinen wüsten Schädel an kalten Stein, bis die Morgensonne kam. Die führte ihn hinaus aus dem Gewirr der Straßen, über die windige Mainbrücke wegan zu den freien Höhen.

So fand sich Hans wieder zur Landstraße zurück. Der kühle Septembertag wirbelte raschelnde Blätter vor ihm her, aus den Aeckern stieg ein starker Duft. Hans blickte wieder geradeaus, fühlte keine Neigung mehr, den Kopf zu wenden oder hängen zu lassen. Neues Schicksal vor ihm! Bei einem Bauern fuhr er Mist und spürte

dabei, daß er nichts von seiner Kraft verloren hatte. Auch sein Herz hing noch innig an den Dingen, besonders Tieren fühlte er sich nahe, er streichelte Pferde, Hunde und Kühe. Der Bauer wollte ihn gern behalten, aber Hans ging weiter.

In Heidelberg wurde er Aufwäscher in einer Gastwirtschaft. Er arbeitete mit einem Mädchen zusammen, das er ganz gut leiden mochte, als er jedoch merkte, daß sich die Gustel abends an ihn drängen wollte, wurde ihm die Arbeit leid, und er machte wieder Schluß. Bevor er die Stadt verließ, lief er den Weg zum Schloß hinan. Als sein Blick sich weiten wollte vor der Pracht des Neckarlandes, stach ihn wieder der Schmerz des Alleinseins, peinigte ihn das Weh um den verlorenen Kameraden, und er kehrte wieder um.

In Stuttgart zog Hans mit siebzig Pfennigen Barbestand ein. Das reichte gerade, um in einer Wirtsstube an der Hauptstädterstraße Leberspätzle zu essen und ein Bier daraufzuschütten. Eine Aufschrift an der Wand besagte:

Stuegert ischt e feine Stadt,
Stuegert leiht im Tale,
wo so schöne Maidle hat —
leider so brutale!

Hans dachte lange darüber nach, fand aber keinen Sinn dabei, der ihm hätte nützen sollen. Vielmehr packte ihn, als es finsterte, eine heftige Sehnsucht nach einem rechtschaffenen Bett. Darum beschloß er, der christlichen Wohltätigkeit anheimzufallen. So brach er auf nach der „Heiligkeit", wo er auch Aufnahme fand, nachdem er das Versprechen abgelegt hatte, am nächsten Morgen in Treu und Züchten Holz zu hacken. Vorher wurde das

Harmonium brausen gelassen und Lied 298, Vers 1 und 2 gesungen. Im Schlafsaal wurde noch ein Genie entdeckt, ein Mann, der mit dem Munde eine Kreissäge, einen Karussellmotor und ein Grammophon nachmachen konnte. Hans merkte, daß er seine Fröhlichkeit wiedergefunden hatte, und schlief den ruhigsten Schlaf seit Monaten. Als die Schulkinder neugierig über den Gartenzaun guckten, hatte er schon eine halbe Klafter in Scheite getrieben. Nach dem Frühstück wurde das Holz auf einen Wagen geladen und nach Degerloch in eine Villa gefahren. Diese Villa hatte einen großen Garten, und eine schöne zarte Frau sah den Spaltbrüdern, wie sie sich nannten, beim Holzschleppen zu. Nachdem die Arbeit fertig war, lächelte die schöne Frau und ließ einige Gläser mit Apfelmost bringen. Die alten Kunden, die sonst für alles eine dreckige Bemerkung hatten, taten ganz verlegen und nippten zimperlich an dem Apfelmost. Nur der Mann mit dem genialen Maulwerk hatte einen Mut und ließ die Kreissäge erschallen. Die schöne junge Frau war ganz entzückt davon, und nun mußte auch noch das Grammophon und der Karussellmotor daran glauben. Jetzt rief die junge Frau ihren Mann herzu, einen kleinen dicken Herrn mit einer Glatze, der allgemein enttäuschte, und nun mußte alles wieder von vorn anfangen, obwohl dem Genie schon der Hals weh tat. Der Mann, der eben vom Schreibtisch gekommen zu sein schien, war noch verlegener als die Kunden und half sich schließlich damit, daß er die Zigarrentasche zog und Importen mit Bauchbinde verteilte. Mit gehobenem Selbstgefühl marschierten die Kunden schließlich durch die Mitte ab, und es gab zum Schluß noch eine wagehalsige Heimfahrt; denn der Wagen lief auf der abschüssigen Straße von allein. Das christliche Mittagsessen fiel reichlich mager aus, Harmoniumlieder und Tischgebete sind ein unzureichender Ersatz für mangelndes Fleisch. Grund genug für

Hans, mit der „Heiligkeit" zu brechen und das Weite zu suchen. Er landete in einer Lesehalle und vergaß zwischen den Büchern die Zeit. So war es wieder später Abend, als Hans ziellos auf der Straße stand, und weil er nicht wieder in die Herberge zur Heimat zurückwollte, ging er nach dem Bahnhof und setzte sich in die Wartehalle. In der Lesestube hatte er sich einen Pack Bücherbestellscheine eingesteckt und weil sein Kopf noch munter vom vielen Lesen war, wandelte ihn die Lust an, die Erlebnisse am Vormittag in der Villa niederzuschreiben. Es wurde eine ganz nette und empfindsame Geschichte daraus, die er sich selbst vorlas, was ihm Vergnügen bereitete. Dann legte er den Kopf auf die verschränkten Arme und schlief ein. Jedoch wurde er bald gestört. Ein Polizist rüttelte ihn an der Schulter und wies ihm die Tür. Nunmehr zog sich Hans, gekränkt darüber, daß man ihm seine redliche Müdigkeit nicht glauben wollte, in ein Klosett zurück, verriegelte die Tür und schlief ungestört bis zum Morgen.

Wieder ein Tag mit der Frage, wie er zu verbringen sei. Hans schlenderte zwischen den Ständen des Wochenmarktes umher und ließ sich mehr als einen Appetit anregen, ohne mehr dabei verschlucken zu können als das Wasser, das ihm darüber im Munde zusammenlief. Dabei mußte er an Tyll Eulenspiegel denken, von dessen lustigen Streichen er tags zuvor gelesen hatte. Wenn Tyll kein Geld hatte, so hatte er eine Idee, sich das Gewünschte zu verschaffen, und das war beinah noch besser, jedenfalls viel lustiger, als bloß Geld zu besitzen. Hans graste sein Gehirn nach einer Idee ab, immer verzweifelter, je größer der Hunger wurde. Zuletzt gabt er es auf. Es waren eben keine Zeiten mehr für Ideen; wenn man heutzutage etwas anstellt, lachen die Leute nicht mehr, sondern schimpfen und man fliegt ins Loch. Hans wandte den Ständen verächtlich den Rücken und stellte

sich vor das Schaufenster einer Zeitung, um die ausgehängten Artikel zu lesen. Dabei fiel ihm wieder die Geschichte ein, die er im Bahnhofe geschrieben hatte und er zog sie hervor und las sie noch einmal. Sie ist gediegen, dachte er, und könnte auch in der Zeitung stehen. Halt! dachte er weiter, das ist die Idee... Sie wird zwar nichts einbringen, aber der Versuch ist schon lustig und vertreibt die Langeweile. Hans ging in das Zeitungshaus hinein und fragte sich zur Redaktion. Ein wenig klopfte ihm das Herz dabei, doch drückte er die Klinke herunter und sah einen Mann mit einem Vollbart, der ihm durch Brillengläser neugierig anblickte.

„Was wünschen Sie, junger Mann?"

„Ich habe da etwas geschrieben, aus Langeweile, sozusagen aus Spaß. Ich bin auf der Wanderschaft und gestern haben wir für den Herbergsvater Holz ausgefahren, dabei erlebten wir etwas, was mir so gefiel, daß ich es aufgeschrieben habe. Mir gefällt es und ich denke, Sie könnten es drucken. . ."

Der Redakteur las aufmerksam das Manuskript. Dann meinte er: „Es ist nicht ganz waidgerecht, aber frisch und eigenartig geschrieben. Ich will es nehmen."

Hans blickte ihn voller Freude an.

„Ist es das erste, was Sie geschrieben haben?"

Hans dachte nach. „Ja — nein. . ."

Der Mann mit dem Vollbart lächelte. „Gedichte, was? Liebesgedichte, frei nach Heine. . ." Hans schüttelte den Kopf. „Gedichte wohl. . ."

„Haben Sie eins davon da?"

„Nein, aber ich kenne welche auswendig."

„Sagen Sie auf, was Ihnen einfällt." Hans dachte eine Weile nach, dann begann er:

„Das frühe Licht entzündet an den Drähten,
Drin sich der Wind in bittrer Kühle fängt.
Grau ist der Arbeit Fahne ausgehängt.
Auf, Leute, auf; ihr dürft euch nicht verspäten!

Die Pfeife schreit in blasse wirre Träume.
Verlorne Nacht, wie bist du tot und schwer.
Wie ist das Leuchten blutig vor uns her.
Wir sind noch ärmer als am Weg die Bäume.

Die können ruhig auf die Sonne warten.
Uns drückt die Not an unsre Sorgenbank.
Das Eisen glitzt. Wir sind an ihm so krank.
Und draußen ist die Welt ein schöner Garten.

War das nun so vom ersten Anbeginnen?
Will das auch so in alle Tage sein?
Wir wissen kaum. Doch unser Herz sagt nein.
Laßt uns mit Eifer auf Erlösung sinnen!"

„Setzen Sie sich dort hinüber und schreiben Sie mir das Gedicht auf."

Eine halbe Stunde später schlenderte Hans wieder über den Wochenmarkt, diesmal mit fünf Talern in der Hose. Jetzt hätte er sich kaufen können, was ihm Spaß gemacht hätte, doch er sah über alle Dinge hinweg, die ihm eben noch so begehrenswert erschienen waren. Mehr noch als das Geld freute ihn, wofür er es bekommen hatte: daß er sich eine Geschichte ausgedacht hatte! Seine Fabulierkünste wurden anerkannt, galten klingenden Lohn, waren wert, auf Papier gedruckt und von Tausenden von Menschen gelesen zu werden. Das war eine gute Idee gewesen, dazu eine solide, die sollte ihm Tyll Eulenspiegel erst einmal nachmachen!

Ein glückliches Gefühl überkam Hans beim Anblick seiner Arbeiten in der Zeitung. Dahinter schlich eine unsichere Bangigkeit, eine Frage, die er sich selbst stellte: ist das schon etwas, hat das eine weitere Bedeutung für mich? Schön wäre es, einen Beruf zu haben, noch dazu einen, der soviel Vergnügen bereitet. Dann zweifelte er wieder an sich selbst. Gelegentlich einmal etwas hinschreiben, das sich sehen lassen konnte, war vielleicht vielen gegeben. Auch ein blindes Huhn findet mal ein Korn. Wollte er aber ernsthaft ein Schriftsteller werden, so würden sich bald die Mängel seiner Bildung offenbaren; die meisten der Leute, denen er dabei die Stange halten mußte, hatten studiert und ein enormes und zuverlässiges Wissen aufgespeichert, von dem sie nie im Stich gelassen wurden. Ach was, dachte er zuletzt, eine Hoffnung bleibt es jedenfalls. Sein Leben war um eine Möglichkeit reicher geworden, Grund genug, sich zu freuen. Das Herumlungern in den Straßen hatte er satt, er wog ab, ob er Arbeit annehmen oder weiterwandern sollte und entschied sich für das letztere. Noch waren die Tage hell und freundlich, wenn der Frost kam, hatte es eher Sinn, für Unterschlupf zu sorgen.

Es wurde aber nichts aus der Landstraße. In dem gleichen Arbeiterblatt, das seine Arbeiten abdruckte, fand Hans die Ankündigung einer Versammlung, deren Thema ihn interessierte. Ein Gewerkschaftsführer sollte über „Den wandernden Arbeiter einst und jetzt" sprechen. Hans verschob seine Abreise auf den nächsten Morgen und fand sich zur festgesetzten Stunde im Volkshause ein. Die Versammlung war von einigen hundert Arbeitern besucht. Der Redner machte auf Hans einen guten Eindruck, er hatte ein schmales und kluges Gesicht, eine etwas matte, aber eindringliche Stimme und sichere, beherrschte Gesten. In seiner Rede zeichnete er zuerst das Bild des reisenden Handwerkers vor der Industriezeit,

der den Satzungen der Zunft gemäß zwischen die Lehr- und Gesellenzeit ein Wanderjahr einschob, um sich in seinem Handwerk zu vervollkommnen. Diese wandernden Zunftgesellen glichen nicht den Proletariern von heute, auch den gelernten nicht, sondern waren Leute von Stand und eigenen Würden, wohl geduldet und gelitten. Heute sind es die Scharen der Arbeitslosen, die Opfer der Niederkonjunkturkrisen, die das Gros der Landfahrer stellen, nur ein Rest der alten Sitten und Gebräuche zeugt von dem, was einmal war. Die unterste Schicht des wandernden Proletariats stellt das Vagabundentum dar, dem die Landstraße zur endgültigen Heimat geworden ist, ruhelose Gesellen, die der Hunger von Ort zu Ort treibt, denen die Landgendarme auflauern, um sie den Arbeitshäusern auszuliefern. Das Elend der Landstraße ist ein Teil des Elendes der Besitzlosen überhaupt; die Stunde, die der „Ordnung" der Ausbeutung ein Ende bereitet, wird auch dem wandernden Arbeitervolk die Stunde der Erlösung von ihrer erzwungenen Wanderschaft bedeuten!

In der Aussprache meldete sich auch Hans zum Wort. „Liebe Kollegen!" begann er — da sah er plötzlich die Hunderte auf ihn gerichteter Augen und hatte alles vergessen, was er sagen wollte. Eine kurze Pause entstand. Dann gab sich Hans einen Ruck.

„Liebe Kollegen, an dem, was der Redner gesagt hat, habe ich wenig auszusetzen. Es mag wohl im großen und ganzen stimmen. Vielleicht denkt ihr verwundert, was der junge Dachs schon wissen könne. Aber ich bin in langer Fahrt vom Norden Deutschlands nach dem Süden gewandert und habe mancherlei erlebt. Ich denke also, daß ich dem, was der Redner gesagt hat, etwas hinzufügen darf. Ich habe nämlich gefunden, daß die Landstraßenleute ein besonderes Volk sind und daß es nicht immer nur die wirtschaftliche Not ist, die sie das Wan-

dern lehrt, sondern, wenn man so sagen darf, ihre Natur. Ein jeder Mensch hat etwas, was er besonders liebt, seinen Acker, seinen Garten, seine Familie oder seinen Beruf. Nun habe ich den Eindruck, daß die Landstreicher das alles auch nicht verachten, die anderen, die das haben, sogar darum beneiden — aber über alles lieben sie die Freiheit und die Wanderschaft. Gewiß, das müssen sie bitter büßen, doch sie nehmen es mit in den Kauf, zu hungern, zu frieren und verfolgt zu werden, um ihrer Natur treu zu bleiben. Daß viele von den Menschen, die heute die Landstraße bevölkern, froh wären, wenn sie in die schöne Ordnung einer freien Gesellschaft einmünden könnten, glaube ich ohne weiteres, aber eben so fest bin ich überzeugt, daß sich ebenso viele dafür bedanken würden. Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich bekennen, daß ich unter den Landstreichern genug Leute gesehen habe, die angenehmer und edler waren als die meisten der ordentlich lebenden Bürger. Es ist recht und gut, daß man die Welt ordnen will. Besonders die Dinge müssen gerecht geordnet werden, aber der Mensch wird sich nur bis zu einem gewissen Grade „ordnen" lassen; denn jeder Mensch ist anders. Der Redner hat das Wort Erlösung gebraucht. Ich will nicht behaupten, daß er das Wort nicht richtig versteht, aber es wird viel mißverstanden. Erlösung heißt Lösung des Menschen aus dem Zwange, und die Landstreicher sind in dauernder Flucht vor dem Zwange der ungerechten bürgerlichen Gesellschaft. Doch ich fürchte, daß sich ein großer Teil von ihnen auch dem Zwange einer wirtschaftlich gerechten Gesellschaft gleichfalls entziehen wird. Ich sehe, daß der Hauptredner die Achseln zuckt, was für mich bedeutet, daß er mir recht gibt: der Mensch ist eine unbekannte Größe, darum wird sich eine Ordnung, die ihn einbezieht, ihn also glücklich machen will, nie errechnen lassen. Ordnung und Freiheit sind Feinde. Vielleicht gibt es einmal einen ge-

scheiten Ausgleich, bei dem ein gewisses Maß von Ordnung ein gewisses Maß von Freiheit garantiert und umgekehrt — aber man wird mit Außenseitern rechnen und sie dulden müssen. Da die „ordentlichen" Menschen in der Mehrheit sind, so werden die anderen nicht gefährlich werden, doch dürfen, was wahrscheinlicher ist, die Ordnungsmenschen auch den anderen nicht gefährlich werden; denn vor Gott sind alle gleich. . ."

In der Versammlung lachte jemand. Hans wurde rot im Gesicht und trat ab. Die Versammlung hatte seine Rede ruhig mit angehört, aber der Beifall blieb vereinzelt. Thomas Westmann, der Hauptredner, erklärte im Schlußwort, das, was Hans ausgeführt habe, sei wohl des Nachdenkens wert. Als Hans dem Ausgange zustrebte, faßte ihn Thomas Westmann an der Schulter.

„Wir hocken uns noch ein Weilchen zusammen, Genosse Onfreder. . ." Sie suchten sich in der Wirtsstube des Volkshauses eine stille Ecke. Westmann wollte viel von Hans wissen, er ließ sich auch die gedruckten Arbeiten zeigen. „Ich möchte dir einen Vorschlag machen, Onfreder, nicht nur, weil ich Gefallen an dir gefunden habe, sondern auch um deinetwillen. Ich halte nämlich dafür, daß du wieder einmal festen Boden unter den Füßen erhalten mußt. Darum schlage ich dir vor, mit mir nach München zu fahren, wo es mir ein leichtes ist, eine angenehme Arbeit für dich zu verschaffen. Du wirst dort auch einen Kreis von Menschen treffen, in dem du dich wohl fühlst. Hast du Lust?" Hans schlug ein.

Hans war überrascht, wie heimatlich ihn die Stadt anmutete, die er doch noch nie gesehen hatte. Ein müder Herbstnachmittag überglänzte die Kuppeln der Frauenkirche. Unter den Brücken schoß das weißblaue Wasser der Isar dahin, braun, gelb und rot leuchteten die Bäume. Ein sonderbares Klingen war in der Luft, gemischt aus dem Singen des Windes, dem Gefäll des Gebirgswassers und einer Fröhlichkeit, die allenthalben in dieser Stadt schwang. Aus den Bäckereien schlug der Ruch gewürzten Brotes, aus den Gaststätten der des Bieres, dazwischen der Duft des sterbenden Laubes — dazu die derben Laute des Dialekts, die ehrbare Dämmerung alter Bürgerstraßen: man sog die Stadt mit allen Sinnen ein. Draußen, im Vorgelände, wo das Rauschen der Isar am stärksten vernehmbar ist, wohnte Thomas Westmann. Er winkte zu einem Balkon hinauf, wo zwischen Bohnengerank seine junge Frau mit dem Kinde saß.

„Das ist meine Frau Anna," sagte Westmann fröhlich, „die sich darüber freut, daß ihr Mann wieder heimgefunden hat — und das ist ein neuer Freund, Hans Onfreder, ein Wandersmann noch jung an Jahren. Wir fragen beide um einen warmen Löffelstiel an und hoffen, daß sich die gnädige Frau unserer erbarmen wird."

Anna Westmann verschwand lachend in der Küche, wandte sich in der Tür aber nochmals um und sagte ernsthaft mit den Augen zwinkernd: „Man streicht sich aber die Füße ab, wenn man zu feinen Herrschaften kommt..." Sie war im Rechte; es wurde kehrtgemacht und das Ver-

säumte nachgeholt. Dann verfügten sich die beiden Männer in Westmanns Arbeitszimmer, wo es Hans schwer wurde, seinen Blick von den Hunderten von Büchern abzuwenden, die sich in einem riesigen Regal aufreihten.

„So, mein Junge," mahnte Westmann nach dem Essen, „jetzt wirst du dich ein wenig langlegen und ausruhen. Gegen Abend kommen unsere Freunde, dann werde ich dich wecken. Damit du ungestört bist, leg dich in das Zimmer von Andreas Pauli, das ist einer unserer Kameraden, ein Student, der bei uns wohnt." Westmann öffnete ein Gemach, das durch herabgelassene Jalousien verdunkelt wurde, Hans legte sich auf das Sofa und schlief ein.

Als ihm Licht zwischen die geschlossenen Lider drang, schlug er die Augen auf und sah einen langen jungen Mann, der ihm zunickte und höflich fragte: „Habe ich Sie gestört?" Hans sprang verlegen auf. „Andreas Pauli ist mein Name. Thomas hat mir schon von Ihnen erzählt. Drüben ist eine Gesellschaft beisammen und ich bin gekommen, Sie hinüberzuholen." Sie schüttelten sich die Hände; Hans wusch sich noch die Augen aus, dann gingen beide zur Gesellschaft hinüber. Es waren acht Leute da, zwei Arbeiter, ein Student, ein bekannter volkswirtschaftlicher Schriftsteller, zwei junge Mädchen und eine ältere Frau. Westmann war gerade dabei, eine Menge Zigaretten zu stopfen. Hans beteiligte sich nicht an den lebhaften Gesprächen, er begnügte sich damit, die einzelnen Menschen zu beobachten und kennenzulernen. Die beiden Arbeiter, ein Schlosser und ein Tischler, gehörten der radikalen Jugendbewegung als Führer an. Sie unterschieden sich wesentlich voneinander. Der Schlosser, ein nachdenklicher Mensch, wog jedes Wort, das er sprach, mit schwerer Zunge ab, der Tischler dagegen redete lebhaft und wenig durchdacht, er ließ sich keine Zeit und begleitete seine Rede mit heftigen Bewe-

gungen seiner langen Hände. Der Schriftsteller hielt sich zurück, er galt zweifellos als Autorität, wurde im Streit der Meinungen oft als Schiedsrichter angerufen. Die ältere Frau, deren Mann heute nicht anwesend sein konnte, warf nur Brocken unverfälschten Münchener Dialekts in die Debatte, gewöhnlich dann, wenn Anna Westmann etwas gesagt hatte, was sie zu bekräftigen wünschte. Von den Mädchen sprach nur eine, die Schwester des Studenten, eine temperamentvolle Jüdin mit kurzgeschnittenen Haaren. Hans merkte, daß sie viel mehr gelesen als verstanden hatte und daß sie nur soviel sprechen durfte, weil ihre Angeregtheit gut zu ihrem hübschen Gesicht stand. Das andere Mädchen, blond und stupsnäsig, sagte nichts, aber sie lächelte viel und ohne Grund. Die ernsthaftesten Wortführer, Thomas Westmann und Andreas Pauli, gerieten oft schroff aneinander. Westmanns Art zeigte den Westfalen, er war eigenwillig, kräftig im Argument, kühn in der Behauptung und doch nicht ohne nüchternen Sinn für das Reale. Ihm stand der Jude Pauli ebenbürtig gegenüber. Florett gegen den Säbel, beschlagen im Wissen, geschickt im Ausweichen, überlegen im Vorstoß, gewandt in der Formulierung. Der Streit ging um Sinn und Taktik der politischen Machteroberung. Hans kam es bei der Beobachtung des Disputes weniger auf den Stoff und das Ergebnis an, als auf die Methoden des Widerstreites, die ihn fesselten. Ueber die Sache selbst hatte er seine eigenen Gedanken, die wesentlich einfacher waren als die vor ihm vorgebrachten. Er hätte sich am liebsten mit dem Schlosser allein auseinandergesetzt, der seinem Wesen am nächsten kam. Eben begann er, diesem ein wenig zu sekundieren, als es klingelte und Frau Anna einen verspäteten Gast hereinbrachte, ein Mädchen in Onfreders Alter, die allen andern bekannt zu sein schien. Sie wurde Gerda ge-

nannt, nickte allen nur zu und blieb am Türpfosten stehen. Hans wurde von ihr erst bemerkt, als er ihr seinen Stuhl anbot. Sie schüttelte den Kopf und blieb stehen.

Hans Onfreders Interesse an der Unterhaltung wurde schwächer, die Neuangekommene reizte seine Aufmerksamkeit mehr. Sie trug ein schwarzes, einfaches Kleid mit weißem Kragen, in dem kleinen, blassen Gesicht zogen zwei schwarze mandelförmig geschnittene Augen durch ihren rätselhaften Ausdruck seltsam an. Ihre Stirn war rein und klar, darüber wölbte sich eine straff gebundene Fülle schwarzen Haares. Hans beobachtete sie lange. Sie blieb völlig unbewegt, nur ihre Augen gingen von einem zum andern. Bloß Hans wurde übersehen, er merkte, daß sie seine Beobachtung gefühlt hatte und wandte die Augen von ihr ab. Als sein Blick sie wieder traf, hatte sie den ihren fest auf ihn gerichtet und wich ihm auch nicht aus. Im gleichen Augenblick spürte Hans, daß im tiefsten Grunde seiner Empfindungen ein Ton aufklang, der ihn seiner Ruhe beraubte. Das fremde Mädchen hatte ihn gefangen. Noch einmal sahen sie sich an und wußten Bescheid übereinander. Die ganze Gesellschaft verlor den Sinn für Hans, er erschrak, als die anderen zum Aufbruch rüsteten. Gerda ging als erste und allein. „Wir sehen uns wieder!" sagte sie zu Hans, mit einer Stimme, in der ein leises, fernes Läuten war.

Es war ausgemacht, daß Hans bei Andreas Pauli im Zimmer schlafen sollte. „Vorerst muß ich mit dir noch etwas reden." Der ernste Ton, mit dem ihm Westmann das sagte, überraschte Hans. Sie gingen beide allein in das Arbeitszimmer zurück, wo der Rauch der Zigaretten um die Lampe schwebte.

Westmann faßte Onfreders Hand und hielt sie fest.

„Hans, wir kennen uns erst so kurze Zeit, daß es mir schmerzhaft ist, eine Forderung an dich zu stellen, die du

leicht mißverstehen kannst. ...“ Hans sah ihn verständnislos an.

„Ich weiß, was mit dir los ist. Ich gebe dir um deinetwillen den dringenden Rat, dich von dem Mädchen fernzuhalten!“ Stotternd fragte Hans: „Was — hast du — gegen sie?“

„Nichts — aber ich kenne sie. Sie ist nichts für dich. Sie ist schlimmer als Gift für dich. Sie wird dich aus allen Gleisen werfen; denn du bist kein Mann, sondern noch ein Jüngling. Du wärest nicht der erste, der an ihr zerbricht, doch wäre es um dich besonders schade. Versprich mir in die Hand, daß du sie meiden wirst. . .“

Hans spürte das Hämmern seiner Schläfen und senkte den Kopf. „Nun . . .“

„Ich kann es nicht versprechen ...“ Westmann brannte sich eine neue Zigarette an und lief im Zimmer auf und ab.

„Da hat Zureden keinen Zweck“, sagte er halblaut, wie zu sich selbst. Dann blieb er vor Hans stehen.

„Ich bin es gewesen, der dich bewogen hat, hierher zu kommen. Ich habe mir viel davon versprochen, für dich und uns alle. Jetzt bitte ich dich um deinetwillen: reise morgen wieder ab. Komm in einem Jahr wieder oder in zwei Jahren — du sollst mir immer willkommen sein.“

Hans starrte vor sich hin. „Sage mir morgen früh Bescheid. Gute Nacht, Hans!“

Als Pauli und Onfreder beim Morgenkaffee saßen, kam Thomas Westmann herein, der in sein Bureau mußte. Onfreder erhob sich und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Ich reise heute ab, Thomas, und danke dir für alles!“

„Mach es gut, mein Junge. Und laß von dir hören.“

Nachdem Westmann gegangen war, fragte Pauli: „Wann wollen Sie denn losmarschieren, Genosse Onfreder?"

„Nachdem ich ausgetrunken habe . . ."

„Nein, daraus wird nichts. Sie essen noch heute mit mir bei meiner Schwester zu Mittag. Wo wollen Sie denn hin?"

„In die Alpen."

„Die laufen nicht weg. Holen Sie mich um eins von der Universität ab."

Hans lief den Vormittag über in den Isarwäldern herum und war zur verabredeten Zeit pünktlich zur Stelle.

„Meine Schwester weiß schon Bescheid, daß Sie mitkommen. Es gibt leckere Sachen, Alix versteht sich darauf besser, als man vermuten dürfte."

Die Schwester Paulis, die zwei kleine Gemächer in der Dienerstraße bewohnte, empfing sie mit vorgebundener Küchenschürze.

„Hast du den Wanderwütigen festgehalten. Recht so . . . nun setzt euch, es ist gleich alles fertig."

Nach dem Essen empfahl sich der Bruder. „Bleiben Sie noch ein wenig hier. Alix kann ja noch Kaffee kochen. Ich muß leider fort. Servus — viel Glück auf den Weg!"

Es waren noch keine fünf Minuten nach seinem Fortgang verstrichen, als es klingelte. „Bleiben Sie sitzen," bat Alix lächelnd, „Sie stören nicht, im Gegenteil . . ." Dann ging sie hinaus auf den Korridor, um zu öffnen. Sie kehrte nicht mehr zurück. Im Türrahmen stand Gerda, angstvoll den Blick auf Hans gerichtet.

Er schloß die Augen, denn ihm war, als komme eine riesenhafte Welle auf ihn zu, die ihn schwindeln machte, die ihn himmelan heben würde. . .

Als er sie öffnete, stand sie dicht vor ihm, ihr Atem streifte sein Gesicht. Ihre Augen lächelten.

„Warum wolltest du fortgehen?" Wieder das ferne Läuten in ihrer Stimme wie die Glocken jener Heimat, die seine Sehnsucht suchte. Wieder schloß er die Augen vor dem Glanz der ihren. Da schmiegte sich ihre Schlankheit an ihn, ihre Arme wanden sich um seinen Hals und in ihrem Kuß versank die Welt.

Dann war er wieder allein. Die Gedanken stürmten in seinem Hirn, er war betäubt vom Dufte einer schönen fremden Blume, an die er sein Herz gehangen hatte. Als er ruhiger wurde, besann er sich auf seine Absicht, abzureisen, und er mußte lächeln. Es war recht, daß er blieb, und er schämte sich des Kleinmuts, einer Wendung seines Lebens auszuweichen, die doch zu seinem Schicksal gehörte. Thomas Westmann, dachte er, weiß von Gerda so wenig wie von mir — vielleicht hat er recht, wenn er glaubt, daß mir meine Liebe viel Schmerz bringt, ich bin doch auch voller Seligkeit und will nicht begreifen, daß man nicht lieben darf, um das Weh zu vermeiden. Hans fühlte dabei, wie sich der Stolz darüber, daß Gerda ihn lieb hatte, der dunklen Ahnung mischte, wie wenig er ihr auf die Dauer genügen würde; denn er war ja noch so jung und unfertig. Doch darüber wollte er nicht nachhängen, sondern wollte aufrecht und von frohem Ernste sein, wie er glaubte, daß er Gerda am besten gefallen würde.

Mit dieser Zuversicht ging er zu Westmann. „Du hast mir die Möglichkeit zugesagt, Thomas, Arbeit für mich zu finden; wie ist es damit, ich will hierbleiben." Er war froh, daß Westmann kein Wort verlor und keine Frage stellte, sondern in heiterer Laune Hilfe zusagte.

Ueber dem abendlichen Treiben der Straßen schaukelten die Bogenlampen. Die Schaufenster strahlten, durch die Scheiben der Kaffeehäuser klang gedämpfte Musik. Hans ließ seine Augen über hundert Gesichter gleiten, bis das der Geliebten vor ihm auftauchte und ihm zunickte. Nun schritten sie nebeneinander, durch den Torbogen des Marienplatzes, über den Viktualienmarkt, ihre Seelen schwangen entrückt im Hall der Abendglocken. Am Ufer der Isar, unter den Bäumen, wurde es stiller, sie gingen eng nebeneinander.

„Ist alles gut abgelaufen, Hans?"

„O ja! Es ist eine kurzweilige Arbeit. Um neun Uhr des Morgens schließe ich die Ausstellung auf, stelle die Oleanderbäume vors Portal und warte auf die ersten Besucher. Die gehen in den frühen Morgenstunden ziemlich spärlich ein, und ich habe Zeit genug, mich in die seltsamen modernen Bilder zu vertiefen. Diese Malerei scheint mir auf den ersten Blick närrisch zu sein; wenn man länger hinsieht, bemerkt man doch, daß etwas dahinter steckt, jedenfalls mehr, als die meisten Leute vermuten, die nur hinkommen, um faule Witze zu machen. Da ist ein dicker Münchener, der nicht müde wird, immer neue Bekannte heranzuschleppen; wenn nichts mehr zieht, sieht er sich die Bilder durch die gespreizten Beine an, und dann wird gelacht, daß die Wände wackeln. Ich lasse mich dadurch nicht stören, aber es kommt oft vor, daß einige der Künstler anwesend sind, die stinkwütend werden und auf die „Banausen" schimpfen. Ich verstehe das nicht ganz; denn wenn man nur für wenige malt, muß man doch damit rechnen, nur von wenigen verstanden zu werden, und wenn sich welche dabei amüsieren, sehe ich nicht ein, warum sie es nicht zeigen sollen. . . Wann willst du einmal hinkommen?"

„Am Sonntag, Hans . . ."

Sie stiegen vier Stockwerke empor, Hans hatte eine kleine, dürftig eingerichtete Stube unter dem Dach gemietet. Es war dunkel und kalt, sie rieben sich die Hände. Während sie die Lampe anbrannte, knüllte er Papier in den Kanonenofen, brach Holz und blies die Flammen an. Gerda kniete neben ihm und sah mit schimmernden Augen in die stiebenden Funken. Bald rötete sich der Ofen, es wurde traulicher. Die beiden setzten sich aufs Kanapee und Hans las ihr von seinen Geschichten und Gedichten vor. Dann legte er sich lang, den Kopf in ihrem Schoß, sie strich ihm über das Haar.

„Wie lange wirst du bei mir bleiben?"

„Das weiß ich nicht, Hans, es kommt viel auf dich an."

„Es wird rauh und frostig draußen, Gerda — es wäre schön, wenn ich hier bleiben könnte. Ich habe die Stadt liebgewonnen, wenn ich mich aber frage, warum, weiß ich deutlich: nur wegen dir. Wenn du wieder von mir weg gehst, falle ich in eine kalte Leere; ich liebe dich mehr als alle Menschen, die jemals um mich waren, mehr als meine Heimat und alle Wanderschaft. Du bist der erste Mensch, den ich so heftig liebe, so mächtig, daß ich mich selbst erst durch dich kennenlerne. Dabei bist du mir rätselhaft, und ich ahne doch, wie anders dein Wesen ist als meines; denn du wanderst durch die Männer wie ich durch die Reviere, ewig sehnsüchtig nach anderen Bildern und Horizonten. Jetzt wanderst du durch mich, ich möchte dich festhalten. . ."

Jäh fuhr ihre Hand nach seinen Augen, damit er ihr Gesicht nicht sehen solle. Er wehrte sich nicht dagegen, hielt still, bis er ihren Atem spürte und ihre feuchte Wange.

„Jetzt muß ich nach Hause gehen." Sie brachen auf. Ein langer Weg — zu kurz für Hans und seine Lust, bei dem Mädchen zu sein. Einsam die Straßen heimzu.

Gerdas Hauch noch in der dunklen Stube. Wie schmerzhaft süß, ein Narr der Liebe zu sein! Erinnerung glitt in Traum, Traum in Schlaf, der Schlaf in frühes Erwachen. Kühl rauschte der Morgen, wand sich in Nebeln und matter Dämmerung. Das Frühvolk hastete durch die Straßen, Bäckerjungen, Dienstmädchen, Arbeiter. Zur rechten Zeit langte Hans in der Nähe von Gerdas Wohnung an. Sie trat aus dem Hause, eilte leichten Fußes vor ihm her. „Gerda!" Sie wandte sich, ihre Augen waren ein wenig müd. Sie traten in einen Hausflur und küßten sich. Wie tapfer ist sie, dachte er, zwölf Stunden jeden Tag bediente sie im Warenhaus für schlechten Lohn ein launisches Publikum, hatte zu Hause sicherlich noch genug der Arbeit — und fand noch Zeit, Kraft, Liebe und Geduld, das heiße Herz eines liebestollen Burschen zu verkühlen. Sie schritten eilig dahin. Von den Türmen hallten drei Schläge. „Wir haben noch fünf Minuten Zeit," sagte Gerda und sie bogen in die Anlagen ein, setzten sich auf eine Bank und blickten auf das stürzende Wasser. Wie rätselhaft war sie doch — und wie schön! Die Minuten rauschten dahin wie das Wasser. Bang duckte sich seine Seele vor der Dämonie des Vergehens. Alles fließt. . .

So verwehten Wochen wie ein Lied und wie eine Gebärde. Die Tage wurden kürzer, warfen Regen und Schnee, die Bäume standen dürr und entlaubt. Eines Tages kam Gerda nicht mehr, dafür fand Hans einen Brief von ihr am nächsten Morgen vor.

Mein lieber Freund! Wir dürfen uns eine Woche lang nicht sehen. Ich will nicht danach fragen, wie dir dabei ums Herz ist, denn ich bin müde geworden. Wir wollen einmal ausruhen voneinander. Wenn wir uns dann nach einer Frist wiedersehen, werden wir wissen,

was wir uns noch zu sagen haben und was wir uns noch sind. Bis dahin bleibe guten Mutes und der treue Freund deiner Gerda.

Hans fühlte den Schlag, den er lange gefürchtet hatte, als einen körperlichen Schmerz in der Brust, der sich zitternd in alle Glieder verteilte. Dann lachte er bitter und laut, setzte sich an den Tisch und schrieb, ohne sich zu besinnen, auf ein Blatt Papier:

„Du spielst mit Menschen wie mit Puppen!"

Als er den Brief in den Kasten geworfen hatte, reute es ihn schon. Er wollte einen zweiten hinterher schicken und fand keine Worte mehr. In niederträchtiger Trägheit verrannen die Stunden der Arbeit, leer schlich der Abend und brachte keinen Schlaf. Hans schrak vom Lager auf, als der Briefträger klopfte. Gerdas Antwort: „Lebe wohl!"

Hagel trieb an die Scheiben. Das richtige Wetter! Hans warf sich auf den Fußboden und weinte, schrie wie ein Mensch in der Folter.

Hartgefroren die Straße, silbergrauer Reif auf dem Gestrüpp, auf den toten Feldern, und der Wind schneidend kalt, hohl tönend, grell pfeifend. Knarrendes Krähengelärm.

O, Hans war fröhlich, sang sogar.

„. . . bist ja noch so jung!
Hast ja noch zum Sterben
Immer Zeit genung . . .!"

Da war er wieder am Marschieren, da war wieder die Landstraße, da blieb wieder alles hinter ihm, was Leid und Freude hieß — und vor ihm höhnte die Zukunft.

Schwarzes Haar und schwarze Augen, was will das zur Treue taugen; Liebe schafft nur trüben Sinn — laß fahren dahin! Dichten konnte er also auch noch und das Pläneschmieden würde sich wieder einstellen: ja, er war ein patenter Kerl, nur für seine Liebste nicht patent genug. Vielleicht war er auch nur ein Schlappschwanz, ein Weiberknecht und Schürzenjäger, ein Heulpeter und Gemüteles und es geschah ihm alles ganz recht.

Ganz gleich, er hatte niemand als sich selbst, das mußte fürs erste reichen. Wenn er sich selbst nicht verlor, mußte alles andere halb so wichtig sein. Ein Mann ist noch zu anderen Dingen berufen, als Mädchen um Liebe anzubetteln, und manchmal ist auch der Harnisch sein Bett. Er war in die Welt gesprungen, um zu schwimmen, auch um die Klippen herum. Es war die Zeit gekommen, sich zu fragen, ob er nicht noch andere Dinge liebte als schlanke Mädchen, leise Lieder und weiße Wolken, nämlich Härte und Widerstand, Kampf und Entbehrung, Trotz und Enthaltung. Die Sehnsucht allein tat es nicht — tausend Werke warten in der Welt auf tapfere Kerle. Und er wollte einer sein. Eine kleine Geschichte fiel ihm ein, die ein Russe geschrieben hatte, die Geschichte vom Sperling, den der Habicht belauert. „Mag auch über uns der Habicht kreisen, noch wollen wir kämpfen — zum Teufel auch!"

Noch wollen wir kämpfen — zum Teufel auch!

So ging Hans aufrecht in den kalten Winter hinein, entschlossen, das Ziel zu finden, das er suchte.

Das, was er hinter sich hatte, gehörte ja noch zum Vorspiel seines Lebens, war ein Präludium der Wandlungen, in dem die Grundmotive der Vollendung anschlugen. Er wollte die großen Meere befahren, die Länder der Erde bereisen, wachsen am Leid und aufblühen in der Freude des Menschenseins, wollte sich stählen in Arbeit und Not, kühn werden in Gefahren, stolz in Versuchungen, heiter

in der Ueberwindung. Das Ohr wollte er an den Boden legen, um die kommenden Gewalten zu erspähen, denen Feindschaft oder Treue anzusagen war: um des Volkes willen, dem sein Herz gehörte. Es mußte etwas bleiben, wenn sich die Wässer des Auftriebes und der Sehnsüchte verlaufen hatten — Hans Onfreder der Mann, Hans der Ritter, geschient in das Eisen der klaren Tat.

Hans lief durch die Gänge seiner Seele wie ein Bergmann durch die Stollen eines Schachtes, mit dem Hammer die Wände abklopfend, um die Metalle aufzuspüren, die zu bergen sich lohnte. Fruchtbar sollte sein Gehirn werden, eine Scheuer der Erkenntnis für alle, auf die es ankam, seine Stimme wollte er zur Glocke gießen, weithin im Lande vernehmbar. Denn das neue Lied vom neuen Leben mußte gesungen werden, die neue Jugend mußte kommen und mächtig werden — damit nicht die apokalyptischen Reiter, deren Roßhufe ungeduldig an den Grenzen des Erdenschicksals scharrten, hohnlachend über Ohnmächtige stieben!

Vorwärts Buchdruckerei, Berlin S.W. 68.

